

ZEICHEN DER ZEIT DAS GEDENKEN AN DIE KATASTROPHE

„Ich bekunde meine Scham“, so Bundeskanzler Gerhard Schröder auf der Gedenkveranstaltung zum Jahrestag der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz. 60 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wird die Nation, von deren Boden unsägliches Leid ausgegangen ist, wieder einmal mit ihrer Vergangenheit konfrontiert. Die Perspektive verschiebt sich dabei ein wenig von der Scham über die eigenen Taten zur Wahrnehmung der Leiden im Umfeld des Kriegsendes. Die Bombenangriffe auf die deutschen Städte, die schrecklichen Erlebnisse angesichts der Vertreibung aus der alten Heimat, die Erfahrungen der Kriegsgefangenschaft und der binnendeutschen Zusammenbruchsgesellschaft kommen von neuem hoch und bedürfen einer erneuten Erinnerung und Verarbeitung. Noch einmal der Bundeskanzler: „Die überwältigende Mehrheit der heute lebenden Deutschen trägt keine Schuld am Holocaust. Aber sie trägt eine besondere Verantwortung.“ Auf diese Verantwortung machen auch die deutschen Bischöfe in ihrem Schreiben zum gleichen Anlass aufmerksam. Sie sprechen von nach wie vor wirksamen „Mechanismen der Verdrängung“, von einer Mitschuld, welche „die Mitläufer und alle diejenigen, die wegesehen haben“, auf sich geladen haben.

Wenn die Schönstatt-Bewegung auf die Zeit des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs zurück blickt, tut sie das im Bewusstsein, an vielen Stellen selbst Opfer des Hitler-Regimes geworden zu sein. Die Seligsprechung des vor 60 Jahren im KZ Dachau zum Priester geweihten Karl Leisner wird als kirchliches Siegel auf diese Selbsteinschätzung empfunden. Man kann hinweisen auf Frauen und Männer, die in Gefängnis und Konzentrationslager vieles erleiden mussten, daran gestorben sind oder bewusst umgebracht wurden. Namen wie Lotte Holubars, Franz Reinisch, Albert Eise und Heinrich König, aber auch von Überlebenden wie Josef Fischer und Heinz Dresbach stehen für eine Linie des Widerstands, der sich nicht im lauten Protest äußerte, sondern in der stillen Bewältigung der Lebensverhältnisse und ihrer Deutung aus dem Glauben an die geschichtsmächtige Nähe eines liebenden und doch fordernden Gottes. Für sie alle war die klare Zeitdeutung ihres Gründers, P. Joseph Kentenich, Richtschnur und Halt.

Doch gilt es auch hier, sich der Ambivalenz menschlicher Existenz zu stellen. Im Fall der Schönstatt-Bewegung macht sie sich fest an Ferdinand Duchêne. Im August 1919 gehörte er zu den Teilnehmern der Gründungstagung des Apostolischen Bundes in Dortmund-Hörde. Ende der 1930er Jahre verließ er die Gesellschaft der Pallottiner und gab sein Priestertum auf. Er wurde Mitarbeiter in Heinrich Himmlers Reichssicherheitshauptamt, wo er zeitweise in der Kirchenabteilung tätig war. Aus dem Umfeld der Schönstatt-Bewegung ist das bis jetzt ein Einzelfall.

In einer Vortragsreihe Ende April 1946 setzte sich P. Kentenich mit den damals und heute ventilerten Vorwürfen einer deutschen Kollektivschuld auseinander. Der Begriff selbst erschien aus theologischer Perspektive unglücklich gewählt, weil

Schuld eine persönliche innere Zustimmung voraussetzt und „Kollektiv“ das Fehlen gerade dieser Persönlichkeit mit der Möglichkeit zur freien Entscheidung suggerierte. Dennoch argumentierte Kentenich nachdenklich: „Ich meine, ungezählt viele müssten (sich) doch an die Brust klopfen.“¹ Er wies auf die Mitschuld der Deutschen hin, die Hitler durch Wahl an die Macht gebracht hätten. Falsche Hoffnungen seien durch den Abschluss des Reichskonkordats geweckt worden, Zeichen diplomatischer Höflichkeit in der Öffentlichkeit missverstanden worden. In die Richtung einer Schuld zeigte auch das alltägliche Verhalten: „Ich habe mich zurückgezogen, wo ich hätte kämpfen müssen. [...] Wir haben mit und durch die anderen gefehlt, wir haben falsche Strömungen unterstützt oder sind nicht dagegen angegangen.“

Für das konkrete Verhalten, das erhobenen oder gesenkten Hauptes beurteilt werden mag, können viele Gründe namhaft gemacht werden. Die entscheidende Zukunftsfrage ist und bleibt jedoch die nach der inneren Bewältigung. Die deutschen Bischöfe weisen auf Personen hin, die in wissenschaftlicher (Viktor Frankl) und dichterischer Form (Elie Wiesel, Paul Celan, Primo Levi, Imre Kertesz, Louis Begley) „den Nachgeborenen den Blick in die Abgründe menschlicher Existenz und zugleich Möglichkeiten der Auseinandersetzung eröffnet“ haben.

Hilfen zur Bewältigung finden sich bei P. Kentenich viele. Sie stellen die historischen Fakten in den Kontext einer großen geschichtstheologischen Deutung. Unter Berufung auf die Johannes-Offenbarung sieht Kentenich Geschichte als Teil eines apokalyptischen Ringens zwischen Gut und Böse. Der Mensch ist Mitspieler, seine Rolle bemisst sich je nach seiner Entscheidung für oder gegen den guten Gott. Kentenich war nie bereit, etwas von der Ernsthaftigkeit und den Konsequenzen der menschlichen Freiheit zurück zu nehmen. Deshalb zog er auch die Möglichkeit des Scheiterns in Betracht – für den Einzelnen und für ein ganzes Volk. Doch apokalyptische Szenerien standen für Kentenich immer im größeren Kontext der Gnadentheologie. Für menschliche und gesellschaftliche Zusammenbrüche galt ihm das Mitleid Jesu mit den hungrigen Menschen (Mk 8,2) als Richtschnur. Mit Paulus sah er den Sinn scheinbar unverständlicher Ereignisse, menschlicher Sünde und sündiger Strukturen darin, „um sich aller zu erbarmen“ (Röm 11,32). Jenseits aller Bemühungen um Verstehen des Unbegreifbaren und Erklären menschlichen Scheiterns und persönlicher wie politischer Schuld kann der gesellschaftliche Zusammenbruch, dessen Höhepunkt vor 60 Jahren erreicht wurde, eine Einladung sein, die religiöse Perspektive neu zu entdecken - damit Gott sich auch heute seines Volkes erbarmen möge.

Joachim Schmiedl

¹ Religionspädagogische Vorträge in Rottenmünster (29. April bis 1. Mai 1946), in: Kentenich, Josef: Das katholische Menschenbild. Bearbeitet von Herta Schlosser, Vallendar 1997, 155.

Joachim Schmiedl

LITURGIE UND ALLTAG

JOSEPH KENTENICH ZWISCHEN LITURGISCHER BEWEGUNG UND KONZIL¹

Die Konstitution „Sacrosanctum Concilium“ über die Liturgie wurde am 04. Dezember 1963 von den Vätern des Zweiten Vatikanischen Konzils proklamiert. Im Unterschied zum gleichzeitig verabschiedeten Dekret „Inter mirifica“ über die sozialen Kommunikationsmittel, dessen Aktualität zwar vordergründig eher auf der Hand lag, das aber zum Zeitpunkt seines Erscheinens bereits nicht mehr den Bewusstseinsstand der katholischen Medienschaffenden wiedergab, hatte die Liturgiekonstitution eine bis heute andauernde kontroverse Wirkungsgeschichte. Die Reform der Liturgie wurde zum Teil euphorisch begrüßt und in „vorausseilendem Gehorsam“ in den Gemeinden umgesetzt. Andere wiederum sahen in Veränderungen einer angeblich „unveränderlichen Liturgie“ einen Verrat an der Tradition, für den sie das „Konzil der Buchhalter“ verantwortlich machten. Was die einen als organische Entwicklung des kirchlichen Lebens begrüßten, wurde von den anderen als illegitime Revolution denunziert. Gerade die Liturgiereform spaltete Theologen und kirchlich Engagierte. Hubert Jedin beispielsweise, der große Historiker des Konzils von Trient, bemängelte, dass das Latein als einende Sprache in Liturgie, Kirchenmusik und Stundengebet aufgegeben worden sei. Gegenüber zu vielen Veränderungen war er sehr skeptisch: „Aber das ist meine aus der Geschichte der Kirche gewonnene Überzeugung, daß diese Erneuerung der Kirche nur dann ihr Ziel erreichen kann und wird, wenn der Glaube nicht verfälscht, die Grundstruktur der Kirche nicht verändert, die heilige Liturgie nicht zum Experimentierfeld wird.“²

Die Möglichkeiten und Chancen der Liturgiereform wurden aber auch von einem der frühen Protagonisten der Liturgischen Bewegung kritisch bewertet. In einem offenen Brief an den Liturgischen Kongress in Mainz bezweifelte Romano Guardini, ob der heutige Mensch überhaupt noch liturgiefähig sei. Als Liturgie sich noch in der Frage nach dem rechten Vollzug des Ritus erschöpfte, hing von ihr nicht der religiöse Akt an sich ab. „Solange die liturgischen Handlungen nur objektiv ‘zelebriert’, die Texte nur lesend ‘persolviert’ werden, geht alles glatt, weil nichts in den Bereich des religiösen Vollzuges kommt.“³ Wenn aber „das Symbol [...] vom Ausübenden als re-

¹ Dieser Artikel ist die erweiterte Fassung des unter dem Titel „Liturgie und Alltagsleben. Zur ‘Liturgiefähigkeit’ nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil“ in der demnächst erscheinenden Festschrift für Manfred Probst (Paderborn: Bonifatius-Verlag) publizierten Beitrags.

² JEDIN, HUBERT, *Kirchengeschichte und Kirchenkrise*, in: Jedin, Hubert / Kasch, Wilhelm / Roegele, Otto B. (Hrsg.), *Krise der Kirche - gestern und heute* (Veröffentlichungen der Katholischen Akademie der Erzdiözese Freiburg. 26), Karlsruhe 1971, 49.

³ GUARDINI, ROMANO, *Der Kultakt und die gegenwärtige Aufgabe der liturgischen Bildung. Ein Brief*, in: *Liturgisches Jahrbuch* 14 (1964), 103.

ligiöser Akt 'getan' und vom Anwohnenden in einem analogen Akt 'gelesen', der innere Sinn im Äußeren angeschaut⁴ werde, müsse das Problem gelöst werden, „das lebendige Schauen zu lernen“⁵. Guardini konstatierte deshalb, dass nach der kirchenpolitisch-restaurativen Phase der Liturgischen Bewegung, die von Solesmes ausgegangen war, einer benediktinisch inspirierten, akademischen Phase und einer praktisch-realistischen, volksliturgisch ausgerichteten Phase (Klosterneuburg) eine vierte Phase gekommen sei, die er dem konziliaren Impuls folgend mit folgenden Herausforderungen konfrontiert sah: „Wie ist der echte liturgische Vollzug geartet – im Unterschied zu anderen religiösen Vorgängen, dem individuellen und dem sich frei bildenden Gemeinschaftsvorgang der Volksandacht? Wie ist der tragende Grundakt gebaut? Welche Formen nimmt er an? Welche Fehlgänge bedrohen ihn? Wie verhalten sich die Anforderungen, die er stellt, zur Struktur des heutigen Menschen? Was muß geschehen, damit dieser ihn in echter und redlicher Weise lernen könne?“⁶ Um nicht ganz auf den liturgischen Akt verzichten zu müssen, forderte Guardini eine verstärkte pädagogische Ausrichtung der Liturgischen Bewegung: „Daß die Organe des Schauens, des Tuns, des Gestaltens geweckt und in den bildenden Vorgang einbezogen werden müssen; daß das musikalische Moment mehr ist, als eine bloße Verzierung; daß die Gemeinschaft anderes bedeutet, als ein Zusammensitzen, vielmehr Solidarität in der Existenz usf.“⁷

Mit dieser Diagnose nahm Guardini eine Mittelposition ein. Er wandte sich als einer der Altmeister der Liturgischen Bewegung nicht gegen die Liturgiereform, machte aber auf zu erwartende Defizite aufmerksam. In dieser Hinsicht ist ihm ein Zeitgenosse durchaus vergleichbar. Auf dessen Rezeption der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanums soll im folgenden näher eingegangen werden. Von den Lebensdaten her deckte er den gleichen Zeitraum wie Romano Guardini ab.

Joseph Kentenich und die Liturgische Bewegung

Joseph Kentenich (1885-1968), Gründer der Schönstatt-Bewegung und bis 1965 Pallottiner-Pater, hatte wie Guardini bereits seit den 1920er Jahren in Tagungen und Exerzitien wiederholt Stellung zur Liturgischen Bewegung und den Anliegen der liturgischen Erneuerung genommen. Impulse dazu kamen vor allem von den Theologiestudenten, die den Gruppen des Apostolischen Bundes angehörten.

Der Akzent Kentenichs zielte von Anfang an auf die persönliche Aneignung der Liturgie. Der theologische Ausgangspunkt seiner Überlegungen war die Lehre von der Gotteskindschaft. Im Sinne des von ihm später so benannten „organischen Denkens“ wollte er den ganzen Organismus der Übernatur aufgreifen. In der vor al-

⁴ Guardini, Kultakt, 104.

⁵ Guardini, Kultakt, 105.

⁶ Guardini, Kultakt, 105-106.

⁷ Guardini, Kultakt, 106.

lem von dem Fuldaer Diözesanpriester Hermann Schmidt systematisierten Lehre vom Persönlichen Ideal benennen die „Formal- und Materialstufen“ das Wachstum des menschlichen Lebens auf dem Hintergrund einer ganzheitlichen Beziehung zu Jesus Christus, zum Heiligen Geist und zum Vatergott. Dieser trinitarische Bezug konkretisierte sich für Joseph Kentenich vor allem in der Überzeugung, dass der Christ durch die Taufe in ein besonderes Kindesverhältnis zu Gott Vater hineingezogen worden sei. Im Alltag würde, so seine Hoffnung, daraus ein lebendiger „Wandel mit Gott“ entstehen. Anfang der 1920er Jahre griff Kentenich damit einen Terminus auf, der in der asketischen Diskussion von verschiedenen Seiten ventiliert wurde. Es ging um die Frage, wie die Gnade der Beschauung mit dem gewöhnlichen Gebetsleben zusammen hänge, ob sie also normaler Endpunkt des religiösen Wachstums oder in jedem Fall ein besonderes Gnadengeschenk Gottes darstelle. In der konkreten Auseinandersetzung bezog Kentenich die Position, dass es Aufgabe jedes strebsamen Christen sei, sich um eine möglichst innige Gottesbeziehung zu mühen (erworbene Beschauung), sich aber auch ganz offen zu halten für die göttliche Gnade.

Die theoretisch klingende Grundlage war für Kentenich allerdings nie ohne den Praxisbezug denkbar. Mehrfach griff er deshalb in seinen Tagungen auf die 1913 das erste Mal publizierte, bis 1958 in 16 Auflagen erschienene Büchlein von Klara Fey, der Gründerin der Schwestern vom Armen Kinde Jesus, zurück: „Die ‘Übung der Mutter Klara Fey’. Eine Anleitung zum Leben im Gott unserer Altäre“. Davon leitete Kentenich die Forderung ab, zum „Wandel mit dem eucharistischen Heiland“ zu kommen.

Pater Kentenich stand damit durchaus in einem gewissen Gegensatz zur Liturgischen Bewegung. Das ganze religiöse Leben nur auf den objektiven Texten der Liturgie aufzubauen, schien ihm zu einseitig. Auch kümmerten ihn Fragen der reformerischen Umsetzung und der möglichen Veränderung einer über die Jahrhunderte statisch gewordenen Liturgie wenig. Liturgie sah er in engem Kontext mit der Entfaltung von Religiosität überhaupt. Die thematische Abfolge seiner Tagungen sah deshalb zuerst die Gotteskindschaft vor, dann den „Wandel mit Gott“, um von da aus auf Maria zu blicken, in der er den exemplarischen Fall einer gelungenen harmonischen Verbindung zwischen Mensch und Gott, zwischen Natur und Übernatur erblickte. Erst von dieser gesicherten Position aus sah er sich imstande, zur Liturgischen Bewegung Stellung zu nehmen. Den Theologiestudenten deutlich zu machen, dass Liturgie mehr erfordere als Schwärmen für Kunst und Kultur vergangener Epochen, kostete ihn viel intellektuelle Anstrengung.

Liturgische Exerzitien

Ab dem Jahr 1926 behandelte er jedoch auch die Liturgie, speziell die Eucharistiefeier, ausdrücklich in Tagungen und Exerzitien. Er charakterisierte die Heilige Messe als „Huldigungsmittel“, „Heiligungsmittel“ und „Heilmittel“. In der Liturgie werde den Christen, so Kentenich, Jesus Christus als „Flügelmann“ an die Seite ge-

stellt; er sei Garant dafür, dass die Gottesbeziehung nicht einseitig transzendent gesehen werde. Jesus stehe auf der Seite der Menschen, Liebe zu ihm und Vertrauen auf ihn würden helfen, die eigene Gottferne zu überwinden.

Liturgie ist – und hier greift Kentenich einen Grundgedanken Romano Guardinis auf – auch ein Spiel. Die nach klaren Regeln ablaufenden Handlungen bedürften freilich einiger Zeit und Übung, bis sie menschlicher seelischer Haltung zugänglich seien. Im wachsenden Verständnis der Zeremonien könne der Mensch hineinwachsen in die theozentrische Einstellung der Liturgie. So könne Liturgie ein gutes Heilmittel sein gegen eine zu stark subjektivistische, auf sich selbst bezogene Haltung. Sie sei aber auch eine Hilfe, auf die Wandlungskraft Gottes zu vertrauen und dadurch menschlichen Pessimismus zu überwinden. Sie müsse aber immer Konsequenzen für das Alltagsleben haben – zwischen Kommunion und Leben dürfe, so Kentenich, kein Trennungsstrich sein.

Damit zeigte Kentenich etwas an, was die innere Mitte seines liturgischen Denkens darstellte. Nicht nur objektiv sei Liturgie Vermittlung göttlicher Gnade, sondern auch eine Hilfe für ethisch besseres Handeln. Auch die Beziehung zu Jesus müsse die Eucharistiefeyer überdauern, denn er ist: „Opfer in der hl. Messe, Arzt während der hl. Kommunion, Freund durch seine Gegenwart“. In eindringlichen Worten beschrieb er die Beziehung zwischen Christus und Christ in der Eucharistie und von ihr aus:

„Will der Gottmensch uns nicht hineinziehen als Werkzeug in die große Linie seines Lebens? In, durch und mit uns sucht er jeden Tag Gott. Wenn ich meine Aufgabe als Mittler zwischen Gott und Menschen jeden Tag tief erfasse und sehe, daß viele diese große Linie vergessen haben, was dann? Ich weiß ja, wir bilden einen Organismus. Dann muss es mich drängen, mit dem Heiland durch jede hl. Messe dem Vater umso mehr Ehre zu geben, als ihm von anderen entzogen wird. Mit diesen Gedanken auch das Brevier beten. Nicht bloß ich bete, sondern ich bete als Vertreter des Corpus Christi mysticum. Darum einander im Anfang geistig die Hand reichen. Das Bewusstsein muss uns beherrschen, wir beten alle, suchen die große Linie, die die Schöpfung so tief verwischt hat. Das ist eine feste Zielstrebigkeit. Jede hl. Messe muss dies vertiefen. Dann kommt auch dazu eine Zielfreudigkeit. Ich weiß, durch die Tätigkeit in der hl. Messe erreiche ich sicher meine Aufgabe. Und wenn ich sehe, dass ich durch meine eigene Tätigkeit nicht viel erreiche, aber hier im Corpus Christi mysticum erreiche ich alles. Aber damit ist notwendig stete Selbstüberwindung verbunden. Das ist selbstverständlich. Nur so haben wir einen Schlüssel zu seinem Leben. Der Gottmensch hat sich aber nicht nur bemüht, Gott während des Lebens die höchste Ehre der Anbetung zu geben, er hat auch eine Aufgabe an die Menschen.“⁸

Die Eucharistiefeyer müsse, so wiederholte Kentenich bei vielen Gelegenheiten, „Mittel-, Ausgangs-, Sammel- und Höhepunkt“ des Tagewerkes werden. In den Exerzitien von 1927 gab er dazu eine besondere spirituelle Anregung. Für die Exerzi-

⁸ KENTENICH, JOSEPH, *Liturgische Exerzitien*, masch. A 4 [47 S.], S. 44.

tienteilnehmer hielt er jeden Abend eine kleine Meditation, in der er die Grundgedanken der Eucharistie des kommenden Tages behandelte. Er empfahl, die liturgischen Texte zur Grundlage der persönlichen Meditation zu nehmen und auf ihre Relevanz für das eigene Leben zu befragen, ja den Tagesablauf in Verbindung zu bringen mit den einzelnen Teilen der Messfeier. Das in der Liturgiereform des Konzils zum Prinzip der Leseordnung gemachte kontinuierliche Lesen der biblischen Bücher sollte nach der Intention Kentenichs in sehr subjektiver Weise angewandt werden: Die eigene seelische Stimmung, die Strömungen und Ereignisse der Zeit, die bevorstehenden Aufgaben des kommenden Tages sollten ihre Interpretation von den liturgischen Texten, den Lesungen und Gebeten der Eucharistiefeyer des kommenden Tages erhalten. Diese Kombination von Meditation vorgeformter Texte und persönlicher Anwendung stellte eine originelle Form der von Kentenich empfohlenen Betrachtungsmethode dar, die mit den Schlagworten „Vorkosten“ und „Nachkosten“ umschrieben werden kann.

In den Liturgischen Exerzitien von 1927, deren Grundgedanken er in den folgenden Jahren mehrfach variierte, interpretierte Kentenich also die Eucharistiefeyer in ihrer christologischen, ekklesiologischen und soteriologischen Relevanz, ausgedrückt durch den Ternar „Huldigungs-, Heiligungs- und Heilmittel“. Von der Messe aus lasse sich die Heiligung des Lebens gestalten. Die Huldigung durch Christus an den Vater, das Opfer des Kreuzes, wie es in der Messe gegenwärtig gesetzt wird, die Stärkung durch Christi Leib und Blut – all das solle nicht ein punktueller Akt sein, sondern sich auswirken in einem Leben aus diesen Wahrheiten. Durch die Liturgie solle eine innere Linie in das Leben hineinkommen, die nicht nur den Sonntag, sondern auch den Werktag heilt und heiligt.

Eine ganzheitliche Auffassung von Liturgie

Dass das Verhältnis Kentenichs zur Liturgischen Bewegung keineswegs spannungsfrei verlief, zeigte eine wichtige Auseinandersetzung, die in den 1930er Jahren begann und ihren Höhepunkt in der berühmten Antwort auf den Visitationsbericht des Trierer Weihbischofs Bernhard Stein vom 31. Mai 1949 fand. In der Tagung über „Marianische Erziehung“, die er von 1932 bis 1934 mehrfach hielt, traf Kentenich die Unterscheidung zwischen dem Katholizismus als Hochreligion mit einer Elitefrömmigkeit und als Volksreligion mit „grobkörniger Frömmigkeit“ als ihrer Ausdrucksform. Zentrale religiöse Inhalte würden vom „Volk“ – einem Begriff, den P. Kentenich in bewusster Anlehnung an nationalsozialistische Terminologie formulierte – verengt aufgefasst, so etwa Gott lediglich als Spender des lebensnotwendigen Brotes oder Erlösung als Befreiung von körperlichem Leid. Kentenich analysierte die unterschiedlichen Zugänge zum Glauben und interpretierte sie als irrationale, rationale oder suprarationale Interessenperspektive. Beide Formen von Frömmigkeit müssten sich daran orientieren.

Hier setzte allerdings eine Beobachtung an. Vor allem auf dem Gebiet der Marienfrömmigkeit sei das christliche Volk zu jeder Zeit ausgesprochen produktiv gewesen. Maria gehöre einfach zum Christentum mit dazu; das zeige die Volkspsychologie und – ein ungewöhnliches Wort – die „Gnadenpsychologie“. Ziel bleibe immer – und damit griff Kentenich einen Gedanken auf, der ihn schon zehn Jahre vorher beschäftigt hatte -, den ganzen Organismus des übernatürlichen Lebens zu umfassen. Dahinter bliebe jedoch die Volksfrömmigkeit weit zurück.

„Was ich hier von der Volksfrömmigkeit sage, sage ich auch von der anderen Seite: Denselben Fehler begehen weite Kreise der liturgischen Bewegung. Sie bleiben hängen am dreifaltigen Gott und an Christus. Ich kann von unten nach oben oder von oben nach unten gehen in der religiösen Welt, muss aber immer zum gleichen Ziel kommen: zu Gott; denn der katholische Fromme ist immer universal. Und somit muss es immer einen Organismus geben. Wenn ich aber jetzt zu einseitig hängen bleibe an Christus, dann trifft es nicht das Ganze. Das ist alles Einseitigkeit. Ich soll ja an Christus gebunden sein; aber es muss organische Christusgebundenheit sein. Und wenn es das ist, dann kommt eine organische Erweiterung - wenn Sie wollen - nach unten und nach allen Seiten, auch zur Gottesmutter. Wie häufig kommt es aber vor, dass Liturgiker immer erklären: Wir denken organisch; und faktisch ist es doch mechanistisch, ist es Mangel an organischem Denken und Leben! Man sieht nur Christus, und von Christus geht es nicht weiter, und das ist mechanistisch. Es muss aber so sein: Wo ich ins Übernatürliche komme, da muss ich das ganze Meer nach Möglichkeit in mir auffangen, das heißt soweit das möglich ist. Praktisch können wir das nicht; aber grundsätzlich muss uns klar sein, dass wir das ganze Meer in uns auffangen müssen.“⁹

Liturgie umfasste nach Kentenich also sowohl die so genannte Elite- als auch die Volksfrömmigkeit. Dafür stand er auch in der kirchlichen Öffentlichkeit. So war es kein Zufall, dass die Schönstatt-Bewegung auch mit der Liturgischen Bewegung zusammen unter die siebzehn „Beunruhigungen“ gezählt wurde, gegen die mitten im Zweiten Weltkrieg der Freiburger Erzbischof Conrad Gröber vorgehen zu müssen meinte. Zunehmend kritisch wurde Kentenich allerdings selbst gegen Vereinseitigungen und Verabsolutierungen der Liturgie. Prüfstein in dieser Hinsicht war ihm die Behandlung der marianischen Spiritualität. So sehr er selbst immer wieder die Unterscheidung zwischen Verehrung und Anbetung herausstellte und die Einzigartigkeit der Gottesbeziehung vor jeder Heiligenverehrung betonte, so war ihm doch gerade der personale Zugang sehr wichtig. Wenn eine fromm-liebende religiöse Sprechweise als theologisch unzulänglich angeklagt wurde, wie er es mit Bezug auf Marienlieder und –gebete des öfteren erleben musste, reagierte er ziemlich heftig. Mit ausdrücklichem Hinweis auf die Ganzheitlichkeit menschlicher Lebens- und Glaubensäußerungen klagte er eine solche Denk- und Handlungsweise als „mechanistisch“, als trennend an. Was für naturwissenschaftliche Experimente gelte,

⁹ KENTENICH, JOSEPH, *Marianische Erziehung. Pädagogische Tagung*, Vallendar-Schönstatt 1971, 97.

dürfe nicht auf den Lebensvorgang der Gott-Mensch-Beziehung angewandt werden, genauso wenig wie menschliche Liebesbeziehungen dem Diktat theologisch korrekter Sprachformulierungen entsprechen müssten. Die Stellung zur Volksfrömmigkeit, speziell zur Marienfrömmigkeit, war für P. Kentenich ein Unterscheidungskriterium für die Echtheit und Ganzheitlichkeit von Religiosität überhaupt.

Liturgie und Theologie

Nach 1927 war die zentrale Äußerung Kentenichs zur Liturgie ein Exerzitienkurs, den er in den Jahren 1938/1939 mehrfach für Priester hielt¹⁰. Unter dem Titel „Liturgische Werktagshelligkeit“ setzte er sich ausführlich mit dem liturgischen Gottesbild, der Eucharistie und den übrigen Sakramenten, den Sakramentalien und Gesetzmäßigkeiten der Liturgie in bezug auf Raum und Zeit auseinander. Bedeutsam ist die Definition von Liturgie, die in der Fassung der gedruckten Disposition des Exerzitienkurses lautet: „Katholische Liturgie ist das heilige, geheimnisvolle Tun des Gottmenschen Jesus Christus als Haupt seiner Kirche (und das heilige, geheimnisvolle Mittun seiner Braut, der Kirche), um den Vater zu verherrlichen und die Welt zu vergöttlichen.“ Ziel der Liturgie ist also die Verherrlichung des Vaters durch das Erlösungswerk Jesu Christi und das Mithandeln der Kirche. Der sekundäre Zweck der Liturgie ist die „consecratio mundi“, von Kentenich mit den Termini „entteufeln“, „entsündigen“, „entsäkularisieren“ und „entprofanisieren“ negativ und mit „vergöttlichen“ und „verklären“ positiv beschrieben.

Diese deskriptive Definition, wie sie sich einige Jahre später ähnlich auch in der Liturgie-Enzyklika Pius' XII. „Mediator Dei“ vom 20. November 1947 fand¹¹, war für Kentenich Ausgangspunkt seiner weiteren liturgietheologischen Reflexionen. Während seiner Zeit als KZ-Häftling in Dachau verfasste er in Versform eine Messopferparaphrase. Die trinitarische Perspektive wurde dabei in christologischer Zentrierung, marianischer Exemplifizierung und menschlichem Mitwirken entfaltet. Biblische Bilder, vor allem aus der Johannes-Offenbarung, machten die Finalität jeden liturgischen Handelns deutlich: die heilige Stadt Jerusalem.

Beispielhaft sei das meditative Gebet herausgegriffen, mit dem P. Kentenich den Teil des Eucharistischen Hochgebets nach den Einsetzungsworten begleitet¹². Der Beter wird hineingenommen in das Kreuzesgeschehen. Mit Maria steht er unter dem Kreuz und vereint sich mit dem „Opferlamm“. Vier Haltungen werden dem Beter

¹⁰ Vgl. KENTENICH, JOSEPH, *Liturgische Werktagshelligkeit. Priesterexerzitien. Herausgegeben und bearbeitet von Rudolf Stein*, Vallendar-Schönstatt 1997.

¹¹ Vgl. DH 3841.

¹² Die Texte wurden auf dem Hintergrund der vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil gültigen Liturgie entwickelt. Sie setzen voraus, dass der Priester die lateinischen Texte für sich sprach und die Gemeinde durch Gebete und Gesänge die priesterlichen Handlungen begleitete. Vgl. KENTENICH, JOSEF, *Himmelwärts. Gebete für den Gebrauch in der Schönstattfamilie*, Vallendar-Schönstatt 1973 (1945), 31-34.

empfohlen: Die Anbetung des Vaters lässt im Blick auf das Kreuz das eigene Leben besser verstehen; es ist durchzogen und getragen von einem Liebesplan. Menschliche Schuld und Versagen bedürfen der Sühne; in der Versöhnung ist von neuem die Spur göttlicher Liebe sichtbar. Der Dank wird erstattet für die Gnade der seelischen Umwandlung, der Christusbeziehung und der Sendung¹³. Die Bitte schließlich bezieht sich erneut auf die Sendung und thematisiert die Beziehung zu Maria als „Testament“ vom Kreuz herab. Das Gebet schließt mit einer zusammenfassenden Doxologie:

„Durch ihn, das Lamm, das immer siegt,
das wie geschlachtet vor dir liegt,
nimm, Vater, an im Heiligen Geist,
der alle Schöpfung aufwärts reißt,
aus kindlich lauterem Gemüte

Anbetung, Sühne, Dank und Bitte. Amen.“¹⁴

Diese vier Schritte waren für Kantenich konstitutiv für eine ganzheitliche Gottesbeziehung. Sie wurden gewissermaßen zum Grundprogramm für die Anbetungskreise, die es in verschiedenen Gemeinschaften der Schönstatt-Bewegung gibt. Sie zeigen das Zusammenspiel von göttlicher Initiative und menschlichem Mittun, das gespeist ist von persönlicher und gemeinschaftlicher Sendung und darauf hin orientiert ist. Dass diese Haltung fern ist von jeder nur passiven Frömmigkeitshaltung, lässt sich an verschiedenen Äußerungen P. Kantenichs zeigen, in denen er die Haltung der Anbetung beschreibt. Grundlegend ist ihm immer die Anbetung des göttlichen Willens. Erst an zweiter Stelle folgt der Akt der (eucharistischen) Anbetung. Die Suche nach dem göttlichen Willen und das Leben daraus im Sinne des praktischen Vorsehungsglaubens, seine Spur im Alltag suchen und finden, ist der erste und wichtigste Schritt einer anbetenden Grundhaltung.

Joseph Kantenich und das Konzil

Die Äußerungen P. Kantenichs zur Liturgie wurden in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg spärlicher. Im Vordergrund standen andere Themen. Erst das Zweite Vatikanische Konzil bot wieder Anlass, sich damit zu beschäftigen.

Joseph Kantenich erlebte diese Kirchenversammlung aus der Ferne mit. Seit 1952 lebte der Gründer der Schönstatt-Bewegung in der nordamerikanischen Industriestadt Milwaukee in kirchlicher Verbannung. Er gehörte der dortigen Niederlassung der Pallottiner an und versah seit 1959 den Dienst als Seelsorger der deutschsprachigen Gemeinde. In der Unterkirche der Pfarrkirche St. Michael hielt er

¹³ „Du hast gewandelt unser Sein,
und Christus tief gesenkt uns ein,
gabst seine Würde uns und Sendung
als Werkzeug für die Heilsvollendung“ – Kantenich, *Himmelwärts*, 33.

¹⁴ Kantenich, *Himmelwärts*, 34.

jeden Sonntag für die zu einem Großteil aus Emigranten und Vertriebenen bestehende Gemeinde einen Gottesdienst, in dem die Predigt einen bedeutenden Platz beanspruchte. Ein regelmäßig erscheinender Pfarrbrief mit weiterführenden Zusammenfassungen der normalerweise thematisch ausgerichteten Predigten diente der Vertiefung und dem Zusammenhalt der über die ganze Stadt verstreut lebenden Pfarrangehörigen. Wallfahrten und Pfarrfeste förderten die Gemeinschaft untereinander, ein regelmäßiges Beichtangebot und ein sich teilweise aus Gemeindemitgliedern zusammensetzender Familienkreis, für den P. Kentenich jeden Montag Abend einen Vortrag hielt, komplettierten das pastorale Angebot.

Von Oktober 1964 bis Mai 1965 kreisten die Predigten für die deutschsprachige Gemeinde von Milwaukee um das Konzil. Drei Themen behandelte P. Kentenich im wesentlichen: Er führte die Zuhörer in die konziliare Ekklesiologie ein, wie sie sich in der Konstitution „Lumen gentium“ manifestierte; dabei legte er besonderes Gewicht auf die Herausarbeitung der im Konzil kontrovers diskutierten Frage nach der Rolle Marias in der Kirche und als Mutter der Kirche; und schließlich erklärte er die wichtigsten Veränderungen in der Liturgie, wie sie durch die Konstitution „Sacrosanctum Concilium“ gegeben waren.

Joseph Kentenich und die Liturgiereform

Plakativ formulierte Kentenich die ekklesiologische Akzentsetzung des Konzils: „Weg von der überspitzten Statik, hinein in eine stärker betonte Dynamik!“¹⁵ Diese Veränderungen konstatierte er auch für die Liturgie, die er vorkonziliar als „Klerikerliturgie“¹⁶ konstatierte, der gegenüber das Volk sich eine andere Form von Frömmigkeit geschaffen habe. Die Liturgiekonstitution habe „gebrochen mit dem Gesetz der Unveränderlichkeit – und das ist wohl das Wertvollste“¹⁷. Kentenich bereitete seine Zuhörer darauf vor, dass die Kirche erst „am Anfang einer end-losen Veränderung in unserem liturgischen, offiziellen Gebet“¹⁸ stehe. Mit der Unveränderlichkeit der Liturgie sei auch die absolute Einheitlichkeit überwunden worden. Diese Reformen blieben aber nur an der Oberfläche, wenn nicht auch eine vertiefte Auffassung der Liturgie zu verzeichnen sei. Gegen Kritiker wandte Kentenich ein, dass nun die Chance bestehe, mit einer erneuerten Kirche und ihrer erneuerten Liturgie wirklich die Seele der gegenwärtigen Weltkultur zu werden.

In einem zweiten Zugang griff Kentenich den Grundgedanken der Liturgischen Bewegung von der „actuosa participatio fidelium“ auf. Aktive Teilnahme bedeute ein lebendiges Hineingezogensein in das auf dem Altar gegenwärtig gesetzte Heilsge-

¹⁵ KENTENICH, JOSEPH, *Wandlungen in der Liturgie. Predigt zum 6. nachgefeierten Sonntag nach Erscheinung, 15. November 1964*, in: *Aus dem Glauben leben. Predigten in Milwaukee 15*, Vallendar-Schönstatt 1988, S. 27-48, 29-30.

¹⁶ Kentenich, *Wandlungen*, 31.

¹⁷ Kentenich, *Wandlungen*, 37.

¹⁸ Kentenich, *Wandlungen*, 38.

schehen, so dass die Gläubigen nicht mehr „Bänkefüller“, sondern „Mitspieler“¹⁹ seien. Der Gründer einer Laienbewegung formulierte pointiert: „Der Laie darf nicht nur eine Randfigur sein, weder in der Kirche, noch bei der heiligen Messe!“²⁰ Gefördert werde das Mittun aller durch den Gebrauch der Muttersprache und den Wechsel der Körperhaltung. Das Vorbild Marias, die unter dem Kreuz „interessierte Zeugin“, „ernstzunehmende Mitopferin“ und „heroische Mitgeopferte“²¹ gewesen war, war nach Kentenich Vorbild für eine spirituell verantwortete Mitfeier der Eucharistie.

Mitfeier konkretisiert sich – und hier wiederholte Kentenich einen alten Lieblingsgedanken – in der Prägung des Alltags. Zweifellos stand im Hintergrund seiner Ausführungen die Praxis religiöser Gemeinschaften, häufig und nach Möglichkeit täglich die Eucharistie zu feiern. Diese „Tagesmesse“ solle zur „Lebensmesse“ werden. In Anlehnung an den Apostel Paulus ging es für Kentenich darum, den Tod des Herrn zu verkünden (vgl. 1 Kor 11,26), täglich mit Christus zu sterben (vgl. 1 Kor 15,31), damit Christus „in mir“ lebt (vgl. Gal 2,20). Bereitung der Gaben, Wandlung und Kommunion als Teile der Eucharistiefeier wurden in seiner Sicht zu spirituellen Angelpunkten des Tagewerkes. Diesen geistlichen Mitvollzug der Eucharistie benannte er mit dem Dreischritt der inneren Haltung von Dank, Sühne und Bitte²².

Ein wichtiges Ergebnis der konziliaren liturgischen Erneuerung stellte die Aufwertung des Wortgottesdienstes dar, der bis dahin unter dem Titel „Vormesse“²³ eher marginalisiert worden war. Unter Hinweis auf den engen Zusammenhang von Evangelium und auslegender Homilie machte sich Kentenich den paulinischen Impuls vom „Leben in Christus“ zu eigen und postulierte, dass die heilige Messe „auch durch den Wortgottesdienst uns zu möglichst vollkommenen Christusgestalten formen“²⁴ möchte. Die Bedeutung der Heiligen Schrift zeigte Kentenich unter Hinweis auf Bekehrungserlebnisse (Heinrich Heine, Augustinus, Franziskus) auf, ihre Wirkung auf das Leben am Beispiel der biblischen Berichte über Maria: das Wort Gottes bewahren, betrachten und verwirklichen.

¹⁹ KENTENICH, JOSEPH, *Aktive Teilnahme an der heiligen Messe. Predigt zum letzten Sonntag nach Pfingsten, 22. November 1964*, in: *Aus dem Glauben leben. Predigten in Milwaukee 15*, Vallendar-Schönstatt 1988, S. 49-67,55. Für dieses Anliegen zitiert Kentenich den Klosterneuburger Augustinerchorherr Pius Parsch als Gewährsmann.

²⁰ Kentenich, *Teilnahme*, 56.

²¹ Kentenich, *Teilnahme*, 61-62.

²² Vgl. KENTENICH, JOSEPH, *Dank-, Sühn- und Bittopfer. Predigt zum Jahreswechsel/Neujahr, 1. Januar 1965*, in: *Aus dem Glauben leben. Predigten in Milwaukee 16*, Vallendar-Schönstatt 1991, S. 27-45.

²³ KENTENICH, JOSEPH, *Im Wort Gottes zu Hause. Predigt zum 2. Adventssonntag, 6. Dezember 1964*, in: *Aus dem Glauben leben. Predigten in Milwaukee 15*, Vallendar-Schönstatt 1988, S. 87-109,98.

²⁴ KENTENICH, JOSEPH, *Wortgottesdienst. Predigt zum Fest des allerheiligsten Namens Jesu, 3. Januar 1965*, in: *Aus dem Glauben leben. Predigten in Milwaukee 16*, Vallendar-Schönstatt 1991, S. 47-67,52.

Die Predigten der Fastenzeit 1965 stellte P. Kentenich unter das Leitmotiv, in Anlehnung an SC 14 in die „Hochschule der heiligen Eucharistie“²⁵ gehen zu wollen. In heilsgeschichtlicher Perspektive war für Kentenich klar: „Daß die heilige Eucharistie bis zum Ende der Zeiten eine Fortsetzung der Menschwerdung des Gottmenschen in Form seiner Brotwerdung, aber auch gleichzeitig eine unblutige Gegenwärtigung des blutigen Kreuzesopfers ist.“²⁶ Kentenich vertrat seinen Zuhörern gegenüber eine klassische Eucharistietheologie, immer wieder illustriert durch Geschichten und Beispiele.

Doch auch die konziliare Akzentverlagerung hin zum Paschamysterium fand in Kentenichs Predigten einen Niederschlag. Unter Hinweis auf SC 5 und SC 6 erläuterte Kentenich einen Gedankengang, den er seit den 1920er Jahren unter dem Aspekt der Gotteskindschaft und Christusgliedschaft entfaltet hatte. Der Christ bekommt durch die Taufe Anteil nicht nur am leidenden, sondern auch am verklärten Leben Jesu. In der spirituellen Anwendung: „beides will gleichzeitig gesehen, gelehrt und gelebt werden: die Theologie, die Aszese und die Pädagogik des Kreuzes und Leidens, aber auch die Theologie, die Aszese und die Pädagogik einer glückseligen Auferstehung“²⁷. Theologie des Kreuzes und Theologie der Glorie wollen zusammen gesehen werden. Kentenich versuchte deshalb seine Zuhörer von der Irrigkeit der lange Zeit im Katholizismus herrschenden Abwertung des Karfreitags zu überzeugen und für eine Sicht der engen Zusammengehörigkeit von Leiden, Sterben und Tod Jesu auf der einen und seiner Auferstehung auf der anderen Seite zu gewinnen. Es ging ihm wie immer so auch hier um eine integrative Sicht der Heilsgeschichte.

Diese Verbindung des Christen mit dem ganzen Leben Jesu Christi wird in der Taufe konstituiert, deren eigentlicher Ort im Kirchenjahr das Osterfest ist. So war Ostern für Kentenich nicht nur ein „Beweis für die Göttlichkeit des Heilandes“ und ein „Beweis für die Göttlichkeit des Christentums“, sondern er konnte es auch auffassen „als ein Geheimnis, als einen Lebensvorgang, der in uns durch die Taufe Wirklichkeit geworden ist. Die Taufe will ja ein Abbild des Ostergeheimnisses sein.“²⁸

²⁵ KENTENICH, JOSEPH, *Kreisen um die Eucharistie. Predigt zum 1. Fastensonntag, 7. März 1965*, in: *Aus dem Glauben leben. Predigten in Milwaukee 16*, Vallendar-Schönstatt 1991, S. 143-158,145.

²⁶ KENTENICH, JOSEPH, *Urheber unseres Glaubens. Predigt zum 2. Fastensonntag, 14. März 1965*, in: *Aus dem Glauben leben. Predigten in Milwaukee 16*, Vallendar-Schönstatt 1991, S. 159-176,163.

²⁷ KENTENICH, JOSEPH, *Paschamysterium heute. Predigt zum Ostersonntag, 18. April 1965*, in: *Aus dem Glauben leben. Predigten in Milwaukee 16*, Vallendar-Schönstatt 1994, S. 7-27,13.

²⁸ Kentenich, Paschamysterium, 15.

Liturgie als pädagogischer Prozess

An den Veränderungen der liturgischen Formen war Joseph Kentenich nicht interessiert. Die muttersprachliche Liturgie lehnte er nicht ab, war jedoch auch kein engagierter Befürworter schneller Reformen. Sein Anliegen in bezug auf die Liturgiereform des Zweiten Vatikanums war ein Doppeltes.

Kentenich setzte sich für eine ganzheitliche Sicht von Theologie und Glaubensleben ein. Deshalb wandte er sich vehement gegen jede Trennung der Volksfrömmigkeit von der Liturgie. Er wollte vor allem die lebendige Beziehung zu Maria fördern und Marienverehrung nicht in den außerliturgischen Bereich abdrängen lassen. Seine spirituelle Deutung der marianischen Stellen der Heiligen Schrift diente genau diesem Anliegen. Kentenich wollte dadurch die innere Verbundenheit der theologischen Inhalte der Liturgie verdeutlichen. Kreuz und Auferstehung, Karfreitag und Ostern, Menschsein und Gottsein in Jesus Christus gehörten für ihn deshalb untrennbar zusammen. Der Sinn der Inkarnation war nicht der Tod Jesu am Kreuz, sondern die Botschaft des Lebens in seiner Auferweckung. Auch wenn Liturgie keineswegs den Schwerpunkt der Verkündigungsarbeit Joseph Kentenichs bildete, war sie für ihn doch ein neuralgischer Punkt. Denn gerade bei manchen Vertretern der Liturgischen Bewegung spürte er eine ausgesprochene oder unausgesprochene Ablehnung der Volksreligiosität. Die große Auseinandersetzung P. Kentenichs mit der Kirche hatte ihren theologischen Grund in der Frage nach der inneren Plausibilität und konkreten Praxis der organischen Zusammenschau von Glaube und Leben. In der Liturgiekonstitution des Konzils schien ihm diese organische Verbindung der Glaubenswahrheiten mit der liturgischen Feier zumindest ermöglicht, weshalb er zu einer insgesamt positiven Wertung der Reform kommt.

Letztlich aber äußerte sich Kentenich zur Liturgie weniger aus einem wissenschaftlichen denn aus einem pädagogischen Interesse. Sein Zentralanliegen war, dass Liturgie nicht neben dem Alltagsleben gefeiert wurde, sondern eine gegenseitige Bereicherung zustande kam. Die „Tagesmesse“ sollte zur „Lebensmesse“ werden, die Eucharistiefeyer Ausgangs- und Zielpunkt des Tagewerks sein. Lebensgestaltung aus dem Geist der Liturgie wollte er leisten. Kentenich befand sich damit durchaus in Übereinstimmung mit den Vertretern anderer Bewegungen und Verbände der Zwischenkriegszeit, etwa aus dem Bund Neudeutschland oder Quickborn. Das Unterscheidende liegt aber wohl darin, dass Kentenich einen konsequenten Akzent auf das Individuum legte. Der Mensch sollte sich – auch durch die Liturgie – formen lassen zu einem Abbild Christi und Marias. „Liturgiefähig“ war für Kentenich derjenige, der aus dem Geist der Liturgie sein Leben gestalten konnte, dessen Alltagsleben um die Liturgie kreiste und der daraus seine Schwungkraft bezog.

Mit dem gleichaltrigen Guardini hätte sich Kentenich also durchaus verständigen können. Entscheidend für beide war die innere Haltung, mit der Liturgie gefeiert wird. Beide kamen auch darin überein, den liturgischen Akt nicht vom Gebet zu trennen, also nicht „in der Messe zu beten“, sondern „die Messe mitzufeiern“. Dazu bedurfte es, darin waren sich beide einig, einer tiefen pädagogischen Hinfüh-

rung und einer regelrechten Liturgieschule. Einem liturgischen Purismus, der Liturgie auf die Feier der Eucharistie und der Sakramente reduzierte, hätte P. Kentenich allerdings nicht zustimmen mögen. Auch in der Volksfrömmigkeit, wenngleich einer stetig zu läuternden, sah er einen wichtigen Beitrag zum spirituellen Wachstum. Dass dabei der Testfall für ihn immer in der Einbeziehung des Marianischen in den Kosmos der Frömmigkeitsformen lag, mag man zu den Eigentümlichkeiten eines großen Marienverehrs zählen. Für Joseph Kentenich war damit allerdings die Frage nach einem Denken in Zusammenhängen, auch in heilsgeschichtlichen Kontexten, gestellt. Und daran entschied sich für ihn letztlich die „Liturgiefähigkeit“ des heutigen Menschen.

M. Elena Karle

IM ZENTRUM STEHT DAS LICHT 75 JAHRE EWIGE ANBETUNG IN SCHÖNSTATT



Die Autorin:
M. Elena Karle, geb. 1961, Säkularinstitut der Schönstätter Marienschwestern, Mitglied der Leitung der Anbetungsprovinz, Kirchenmusikerin.

„Im Zentrum steht das Licht! Essen hilft nicht gegen den Winterblues ... Bewegung ist optimal – aber sicher nicht für jedermann. Licht dagegen ist und bleibt das A und O. Schaffen Sie also richtig Licht zuhause, gehen Sie offenen Auges raus in den Winter, tanken Sie verstecktes Sonnenlicht, und füllen Sie Ihren leeren Lichtspeicher auf mit allem, was Sie finden können – und dann genießen Sie die dunklen Abende ganz neu mit innerem Licht, mit Wärme und Fröhlichkeit. Winter kann so schön sein – test it.“¹

Wie einfach diese Worte klingen, wie wahr sind sie, und wie leicht ist es, nach diesen Tipps meiner Natur über die trüben Tage zu helfen!

Dieser Artikel wurde in einer zahnärztlichen Fachzeitschrift veröffentlicht. Es regt an zum Nachdenken: Die Medizin macht sich die Naturgesetze zu Eigen, kann sie ausschöpfen für das natürliche Wohlbefinden, und was mache ich daraus für mich und mein Leben?

In der Veröffentlichung der Predigtreihe über den Eucharistischen Hymnus „Adoro te devote“ von P. Raniero Cantalamessa heißt es:

„Worin besteht die Anbetung, wie zeigt sie sich? ... Sie ist wie ein Lichtstrahl in der Nacht, aber eben eine ganz besondere Erleuchtung: Sie ist nicht so sehr ein Licht der Wahrheit, sondern ein Durchleuchten der Wirklichkeit. Sie besteht in der Wahrnehmung der Großartigkeit, der Majestät, der Schönheit und der Güte Gottes und seiner Gegenwart, die einem den Atem verschlägt. Sie ist ein Untertauchen in das uferlose Meer, das keinen Grund und Boden hat – in das Meer der Majestät Gottes.“²

¹ Dohlus, Birgit, in: Anbiss. Das Magazin vom Zahnarzt, 4/2004, S. 4.

² Cantalamessa, Raniero OFM Cap.: Predigtzyklus über den Hymnus „Adoro te devote“, 9.12.2004, in: ZENIT.org.

Licht, das die Wirklichkeit durchleuchtet. Licht, das mich mit allem, was zu mir gehört, durchleuchtet. Ist es nicht so ähnlich, wie es uns in der Medizin geraten wird? Mich dem Licht aussetzen, das Auge öffnen, Licht tanken für die dunklen Abende. Inneres Licht, Wärme, Fröhlichkeit, all das soll daraus erwachsen, und wer sehnt sich nicht danach?

Haben wir als Christen aber nicht noch eine viel größere Chance, unser natürliches und noch viel mehr unser übernatürliches Wohlbefinden zu steigern? Von innen heraus gesund zu sein durch das Licht, durch den Heiland, der von sich selbst sagt: „Ich bin das Licht!“ (Joh 8,12)?

ER hat sich in seiner entäußernden Liebe so klein gemacht, dass ER für uns zur Nahrung wird; so klein, dass ER sich uns in den Zeichen von Brot und Wein auslieferte; so klein, dass wir IHN unserer Anbetung „aussetzen“ können.

Und doch ist es gerade umgekehrt: Ich kleines Geschöpf darf mich diesem Licht, der Majestät meines Schöpfers, aussetzen, wenn ich vor dem Allerheiligsten Altarsakrament knie und anbete. ER erleuchtet mich, ER bescheint mich und mein Leben.

„Es ist wie bei der Fotosynthese von Pflanzen: Im Frühling sprießen die grünen Blätter. Sie absorbieren gewisse Elemente aus der Atmosphäre, die durch das Sonnenlicht 'fixiert' und zur Nahrung der Pflanze werden. Das ist ein Sinnbild für die eucharistischen Seelen, die die 'Sonne der Gerechtigkeit' betrachten, die Christus selbst ist, und die die Nahrung 'fixieren', die der Heilige Geist ist – zum Wohl des ganzen Baumes, der die Kirche ist.“ (Raniero Cantalamessa)

Die Sonne der Gerechtigkeit betrachten „zum Wohl des ganzen Baumes, der die Kirche ist“. Das ist wahre Anbetung. Sie darf und soll nie Selbstzweck sein, sondern sie dient immer einem großen Ziel: der Verherrlichung Gottes in seiner Kirche und dem Heil der Menschen.

In der Heiligen Nacht 2004 feierten wir Anbetungsschwestern und mit uns alle, die uns im Gebet und in der gemeinsamen Aufgabe des Gebetes verbunden sind, das 75-jährige Jubiläum der Ewigen Anbetung in Schönstatt. 75 Jahre im Dienst und im Sinne der Kirche, für die das Schönstattwerk gegründet wurde.

Ich möchte Sie einladen, mit mir in einem ersten Schritt über die Geschichte der Ewigen Anbetung in Schönstatt nachzudenken und in einem zweiten Schritt die Gedanken auszuwerten.

Das Werden der Ewigen Anbetung in Schönstatt

Wenn wir unserer Geschichte nachgehen, dann wollen wir zuerst auf den Gründer der Schönstatts, auf Pater Josef Kentenich, schauen.

Am **12. April 1894** vollzog der neunjährige Josef die Weihe an Maria, die seine Mutter vor einer Muttergottesstatue für ihn tätigte, mit wachem Geist und Herzen mit.

In der Ansprache bei seinem silbernen Priesterjubiläum am 8. Juli 1935 sagte er:

„Was geworden, was durch mich geworden, was durch Sie geworden, ist geworden durch unsere liebe Dreimal Wunderbare Mutter von Schönstatt. ... Sie hat mich persönlich geformt und gestaltet von meinem neunten Lebensjahre an.“³

Die Gottesmutter hat ihn auch zu einer tiefen Liebe zur Eucharistie geführt.

Die Vorgeschichte

Pater Kantenich wurde **1912** zum Spiritual des Studienheimes der Pallottiner an den Ort Schönstatt berufen. Von Anfang an führte er die Jungen hin zur Gottesmutter und sagte schon bei seinem Antrittsvortrag:

„Wir wollen lernen, uns unter dem Schutze Mariens selbst zu erziehen zu festen, freien, priesterlichen Charakteren.“⁴

Dieses Ziel wurde nicht nur akzeptiert, sondern tatkräftig und mit jugendlichem Elan in den Alltag umgesetzt.

Am **19. April 1914** konnte die Marianische Kongregation des Studienheimes der Pallottiner gegründet werden. Der Vortrag des Spirituals zeigte die große Bedeutung dieses Tages. Er ist überschrieben:

„Vortrag bei der Gründung: Wir finden: 1. Jesus; 2. Maria.“

Und er führte unter anderem aus:

„Wir fanden in ihr (der Marianischen Kongregation) ein ausgezeichnetes Mittel, um unsere jugendlichen Ideale zu verwirklichen, um den Zweck unserer hiesigen Erziehungsanstalt möglichst vollkommen, schnell und sicher zu erreichen. Wir fanden und finden in der Kongregation Jesus und Maria. Vidimus stellam ejus in Oriente et venimus adorare eum. Wir sahen seinen Stern im Morgenlande und sind gekommen, um anzubeten. So heißt es von den Heiligen Drei Königen. Vidimus stellam ejus in Oriente. Auch uns ist am Morgen unseres Lebens ein herrliches Gestirn in wundervollem Glanze erschienen: Jesus und Maria. Et venimus adorare.“⁵

Viele Jahre später kam Pater Kantenich bei uns Anbetungsschwestern auf diese Anfangsentwicklung zu sprechen und sagte:

„Wir können unser Augenmerk richten weit, weit zurück in die Anfangsepoche unserer ganzen Familie. Da müssten wir schon 1912, 1913 und 1914 beginnen. Wenn Sie tiefer schauen, werden Sie wahrnehmen, dass wir (die Anbetungsgemeinschaft) dort schon existierten. ... Sie wissen, wie damals zwei Strömungen existierten: eine eucharistische und eine Missionsströmung.“⁶

Es waren jedoch nicht zwei Sektionen, die nichts miteinander zu tun hatten, sondern die sich gegenseitig befruchteten, sich anspornten und füreinander da wa-

³ Zit. in: Weibel, Berta: Ein Blick in Leben und Werk von Pater Josef Kantenich, Vallendar 2000, S. 21.

⁴ Kantenich, Josef: Vortrag vom 27.10.1912, in: Kastner, Ferdinand: Unter dem Schutze Mariens, 2. Aufl., Paderborn 1939, S. 23.

⁵ Kantenich, Josef: Vortrag vom 19.4.1914, ebd., S. 203.

⁶ Kantenich, Josef: Vortrag für Schönstätter Marienschwestern, Anbetungsgemeinschaft vom 20.11.1946, unveröffentlichtes Manuskript.

ren. Pater Kentenich hob dieses immer wieder ins Bewusstsein der Einzelnen und der Gemeinschaft.

So stellte er uns z.B. in einem Vortrag die kleine hl. Theresia von Lisieux (1873-1897) vor Augen. Als Karmelitin ist sie die Patronin der Mission.

„Die kleine hl. Theresia hat einmal ein schönes Wort geschrieben, ein Wort, das für uns gedacht, geschrieben und gelebt worden ist: 'Meine Brüder und meine Schwestern, die kämpfen für mich an meinem Platze. Und ich als kleinstes Kind stehe ständig vor dem Throne des Allerhöchsten und liebe, liebe im Namen meiner kämpfenden Mitbrüder und Mitschwester.' ... Ich liebe für meine kämpfenden Mitschwester. Das würde haarscharf das treffen, was der liebe Gott von unserer kleinen Familie will."⁷

„Ich liebe für meine kämpfenden Mitschwester“, und „meine Brüder und meine Schwestern, die kämpfen für mich an meinem Platze“. Jeder soll an seinem gottgeschenkten Platz und mit seinen Fähigkeiten die Aufgaben, die ihm gestellt sind, möglichst vollkommen erfüllen, das bringt Fruchtbarkeit und Segen auf allen Gebieten.

Die Verbindung und Ergänzung von Mission und Anbetung, Aktion und Kontemplation, begegnet uns immer wieder innerhalb unserer Anbetungsgeschichte.

In der Gründungsstunde Schönstatts, am **18. Oktober 1914**, klingen diese beiden Dimensionen wiederum an.

„Eine größere apostolische Tat können wir ohne Zweifel nicht vollbringen, ein kostbareres Erbe unseren Nachfolgern nicht zurücklassen, als wenn wir unsere Herrin und Gebieterin bewegen, hier in besonderer Weise ihren Thron aufzuschlagen, ihre Schätze auszuteilen und Wunder der Gnade zu wirken.

Sie ahnen, worauf ich hinziele: Ich möchte diesen Ort gerne zu einem Wallfahrts-, zu einem Gnadenort machen für unser Haus und für die ganze deutsche Provinz, vielleicht noch darüber hinaus. Alle, die hierher kommen, um zu beten, sollen die Herrlichkeiten Mariens erfahren und bekennen: Hier ist wohl sein. Hier wollen wir Hütten bauen, hier (soll) unser Lieblingsplätzchen (sein)!“⁸

In diesem zentralen Ereignis des 18. Oktober 1914 liegt das Lebensgeheimnis Schönstatts, das Liebesbündnis, das Pater Kentenich und die Sodalen mit der Gottesmutter geschlossen haben. In diesem Geschehen liegt der geistige Mittelpunkt der werdenden Schönstattbewegung. Das kleine Michaelskapellchen wurde durch die Gnadenwirksamkeit der Gottesmutter und durch die Beiträge zum Gnadenkapital zum Heiligtum, zur Heimat und Erziehungsstätte unzähliger Menschen. Sie sollen die Herrlichkeiten Mariens im Gebet erfahren, um wieder neu gestärkt in ihre apostolischen Aufgaben zurückkehren zu können.

⁷ Kentenich, Josef: Vortrag für Schönstätter Marienschwestern, Anbetungsgemeinschaft vom 20.4.1940, unveröffentlichtes Manuskript.

⁸ Kentenich, Josef: Vortrag vom 18.10.1914, in: Kastner, Ferdinand: Unter dem Schutze Mariens, 2. Aufl., Paderborn 1939, S. 290-291.

Das Vertrauen auf die Gnadenwirksamkeit der Gottesmutter im Urheiligum weckte sehr bald den Gedanken des stellvertretenden Gebetes im Heiligtum. So baten die Sodalen, die nicht hier in Schönstatt sein konnten, den Gründer oder die Mitsodalen, sie geistig mit ins Heiligtum zu nehmen.

Aus dem folgenden Text können wir erkennen, dass es sogar ein Gedenkbuch gab, das immer auf dem Gnadenaltar lag. Pater Schneider, ein früherer Mitarbeiter Pater Kantenichs, berichtet:

„Ich hatte P. Kantenich 1918 erzählt, dass Fräulein Maria Studert in Wehlen, die ich 1917 dort seelsorglich kennen gelernt hatte, mir Geld für die ‚Mater Ter Admirabilis‘ ihres eingezogenen Bruders und ihrer Vettern aus Zellingen gegeben habe und mit ihrem Vater und Bruder in das Gedenkbuch, das ständig auf dem Gnadenaltar der Dreimal Wunderbaren Mutter im Kapellchen auflag, eingetragen werden sollte. Da fragte mich P. Kantenich: ‚Ob wir die Opferkraft des Frauenherzens nicht auch dem Apostolat dienstbar machen sollten?‘ Damit wollte er sagen, ob wir nicht auch das weibliche Geschlecht in die Apostolische Bewegung, wie sie bald genannt wurde, aufnehmen sollten.“⁹

Die Apostolische Bewegung erfuhr eine rasche Ausbreitung. Schon bald durften auch Frauen darin mitarbeiten. Am **8. Dezember 1920** weihten sich Gertraud von Bullion und Maria Christmann der Dreimal Wunderbaren Mutter von Schönstatt und wurden als erste Frauen in den Apostolischen Bund aufgenommen. Das war der Gründungsakt des Apostolischen Frauenbundes und damit der Anfang der Schönstätter Frauenbewegung, die in den ersten Jahren sehr rasch wuchs.

Am **13. Januar 1925** kam es zur Gründung der so genannten „berufstätigen Bundesschwester“. Sie stellten sich hauptamtlich zur Mitarbeit am Ort Schönstatt und der Bewegung zur Verfügung.

Am 16. Januar 1925, also drei Tage nach ihrer Gründung, hielt Pater Kantenich für diese seinen ersten Vortrag. Darin sagte er unter anderem:

„Wir hier an der Zentrale sollen uns vergleichen mit dem betenden Moses. Solange er mit ausgestreckten Armen betete, war der Sieg auf Seiten des Volkes. So auch wir hier. Schönstatt hat eine Mission für die Welt, nämlich, dass die Gottesmutter von hier aus möglichst viele Herzen an sich ziehe und sie so zurückerobere für ihres Sohnes Reich. Unsere Aufgabe ist es deshalb, zunächst durch unser Gebet dafür zu sorgen, dass die Mutter Ströme von Menschen hier an ihr Herz zieht. Beten wollen wir, dass möglichst viele den Weg finden nach hier.“¹⁰

Mit der Zeit schickten Mitglieder der Apostolischen Bewegung ihre Bitten nach Schönstatt, damit die dort lebenden Bundes- und Ligaschwester diese im Heiligtum der Gottesmutter vortragen.

⁹ Hug, Heinrich: Vergangenheit einholen, Bd. 3; als Arbeitsmaterial herausgegeben, Valendar-Schönstatt 2002, S.106.

¹⁰ Kantenich, Josef: Vortrag für Schönstätter Bundesschwester vom 16.1.1925, unveröffentlichtes Manuskript.

Nach der Gründung unserer Schwesternfamilie am **1. Oktober 1926** richteten die Schwestern hier am Ort Schönstatt einen regelmäßigen „marianischen Apostel-dienst“ im Heiligtum ein. Es sollte ein ständiges Gebet vor dem Thron der Gottesmutter für die Apostolische Bewegung sein.

Ab dem **13. Januar 1927** übernahmen täglich zwölf Schwestern je eine Gebetsstunde im Heiligtum. Diese „Ehrenwache“, wie sie genannt wurde, stand in der Hauptsache im Dienst der Stellvertretung.

Es gab einzelne Schwestern und auch ganze Kursgemeinschaften, die eine tiefe Liebe zum Heiland in der Eucharistie hatten. Öfter baten sie Pater Kantenich, dass er während der Priesterexerzitienkurse den Tabernakel im Heiligtum öffne. Sie wollten die Priester in den Tagen der Stille betend begleiten. Auch trugen sie den Wunsch vor, in den Fastnachtstagen zur Sühne Tag und Nacht im Heiligtum Anbetung halten zu dürfen.

Am **12. Februar 1928** fand die erste nächtliche Anbetung im Heiligtum statt.

Äußere Ereignisse im Jahr 1928 beschleunigten die weitere Entwicklung der Ewigen Anbetung. Kurz vor Fronleichnam und dann noch einmal **Ende Oktober 1928** wurde ins Kapellchen eingebrochen.

Nach dem zweiten Einbruch wurde jeden Abend das Allerheiligste ins Alte Haus, in ein notdürftig eingerichtetes Oratorium übertragen. Die Schwestern hielten nun, so oft es ihnen möglich war, dort nächtliche Anbetung.

Bald erwuchs daraus der Wunsch nach einer Ewigen Anbetung am Ort Schönstatt. Pater Kantenich tastete, zusammen mit den Schwestern, nach dem Plan des lieben Gottes und der Gottesmutter, wie sie sich diese Ewige Anbetung wünschen. Während dieser Vorüberlegungen sagte er unter anderem:

„Weshalb ist die Ewige Anbetung von so großer Bedeutung? ... Ich sehe immer mehr ein, dass diese kleine Familie, dieser Teil der Familie, der sich hier in Schönstatt so ganz Gott hingibt, eigentlich der tiefste Lebensnerv der ganzen Familie ist. Ich glaube sagen zu dürfen: Ohne diese Schwesternschar, die im Hintergrunde steht und wie Moses die Hände ausbreitet, während die anderen draußen kämpfen, ich sage, ohne diese Schwesternschar ist unsere ganze Bewegung der Unbrauchbarkeit und dem Untergange anheim gegeben.“¹¹

Das Hauptereignis - Heilige Nacht 1929

Von der Weihnachtsfeier eines Noviziatskurses der Schwesternfamilie am Heiligen Abend, bei der auch Pater Kantenich anwesend war, wird berichtet:

„Hierauf wurde das Weihnachtsevangelium vorgelesen. Herr Pater sagte uns dann schöne, anregende, für uns passende Worte. ... Unser Glück kannte aber keine Grenzen mehr, als Herr Pater uns das schönste aller Weihnachtsgeschenke ankündigte mit den Worten.

¹¹ Kantenich, Josef: Vortrag für Schönstätter Marienschwestern vom 27.2.1929, unveröffentlichtes Manuskript.

‘Ich schenke Ihnen das Kind, den Heiland im Tabernakel. Von der heutigen Mitternachtsmesse an sollen die Tabernakeltüren geöffnet und das Allerheiligste in der Pyxis ausgesetzt bleiben.’

Welche Bedeutung diese Worte für unseren Kurs und für unsere ganze Familie hatten, wird die Zukunft zeigen.¹²

Von diesem Zeitpunkt an dürfen wir sicher sein, dass die eucharistische Anbetung in Schönstatt bei Tag und Nacht ununterbrochen gehalten wurde.

Die Weiterentwicklung

Die Schwestern unserer internen Schulungszeiten und die Schwestern im Alten Haus trugen, neben aller Arbeitslast, bei Tag und Nacht die Ewige Anbetung durch. Es zeigte sich immer mehr, dass dies kein Dauerzustand bleiben konnte. Der Ruf nach einer eigentlichen Anbetungsgemeinschaft wurde immer drängender.

Den letzten Anstoß gaben dann die ersten Missionsschwestern, die am 17. Dezember 1933 nach Afrika ausgesandt wurden. Sie baten Pater Kantenich dringend um den Ausbau der Ewigen Anbetung. Bei ihrer schweren Aufgabe im fremden Land wollten sie sich von einer Gebetsmacht in der Heimat getragen wissen. Und Pater Kantenich ging auf ihre Bitte ein.

Am Dreikönigsfest, dem *6. Januar 1934*, wurden sechs Schwestern zur Gründung einer Anbetungsgemeinschaft am Urheiligtum freigestellt.

„Vidimus stellam ejus in Oriente et venimus adorare eum. Wir sahen seinen Stern im Morgenlande und sind gekommen, um anzubeten.“

Von diesem Zeitpunkt an ist die Geschichte der Ewigen Anbetung in Schönstatt mit der Geschichte der Gemeinschaft der Anbetungsschwestern verknüpft. Sie sind freigestellt für diese Anbetungsaufgabe.

Bis 1954 konnte die Ewige Anbetung tagsüber im Urheiligtum und in der Nacht im Alten Haus gehalten werden. Als die Schwesternfamilie ab 1954 begann, ihre verschiedenen Schulungshäuser auf Berg Schönstatt zu beziehen, wurde auch die Ewige Anbetung dorthin verlegt. Im Urheiligtum wurde weiterhin eucharistische Anbetung gehalten, soweit es die Zeit und Kraft der verschiedenen Gemeinschaften am Ort zuließ.

Die Ausbreitung in verschiedene Schönstattgemeinschaften und in alle Welt

Mit der weiteren Ausbreitung der Schönstatt-Bewegung kam auch die Anbetungsströmung in andere Länder. Es bildete sich um die Filialheiligtümer mit der Zeit eine Wächterschar von Anbetern. Innerhalb der Schwesternfamilie gibt es bereits acht Anbetungsfamilien in verschiedenen Ländern.

¹² Die Schönstätter Marienschwester, 3. Jg. 1929, Nr. 14, Gemeinschaftschronik, Weihnachten im Noviziat, S. 460-461.

Auch in anderen Gemeinschaften des Schönstattwerkes existieren Anbetungsgruppen.

„Urheiligtum und Zentralheiligtümer sind von einer dreifachen Kette von Wächtern geschützt. Die erste Kette sind die Anbetungsschwestern, die zweite die Ausschüsse und Leiter der Elitegliederungen, die dritte die Wallfahrtsbewegung, deren Träger sich um einen Schönstattwinkel im Wohnzimmer bemühen. Wo die Wächter fehlen, zieht die Gottesmutter sich mit der Zeit zurück. Das hat die bisherige Geschichte bewiesen, so verlangt es auch die Gründungsurkunde.“¹³

Der Anbetungsstrom sprudelte vom Heiligtum aus über unsere Familie hinaus. 1950 kam es zur Gründung der „Schönstätter Gebetsgemeinschaft“. Frauen und Männer, Priester, Mitglieder anderer religiöser Gemeinschaften, die sich besonders mit uns Anbetungsschwestern verbunden wissen, schalten sich nach ihren Möglichkeiten in die Anbetungsstunden in Schönstatt und in den vielen Heiligtümern der Welt gehalten werden ein.

Der Rückstrom - Gründung der Anbetungsfiliale beim Urheiligtum

Es wird jedoch auch deutlich, dass es nicht nur ein einseitiges Geben vom Ort Schönstatt aus ist, sondern ein geschwisterliches Mit- und Füreinander im Liebesbündnis, eine innige Vernetzung durch die Heiligtümer über Länder und Meere hinweg.

„Der Heiligtumscharakter unserer Filialheiligtümer wird formell durch den Heiligtumscharakter des Urheiligtums bestimmt. Er fußt also nicht auf einem neuen, eigengesetzlichen Titel. Ihr Existenzrecht formell als Heiligtum steht und fällt mit dem Existenzrecht des Urheiligtums.

Bildlich gesprochen darf man den ganzen Lebensvorgang mit einer Quelle vergleichen, aus der ein Strom hervorbricht, der durch die ganze Welt flutet, der überall Segen stiftet, aber auch gleichzeitig neue Bäche und Flüsse in sich aufnimmt und mit sich trägt, um letzten Endes wieder zur Quelle zurückzufinden. Die Quelle ist unser Urheiligtum.“¹⁴

„Um letzten Endes wieder zur Quelle zurückzufinden“, das wurde wahrhaft Wirklichkeit, denn es kam von Schwestern der außerdeutschen Provinzen der dringliche Wunsch, ob nicht im Urheiligtum wieder mehr Anbetung sein könnte. Wie damals 1933, als die ersten Missionsschwestern ausgesandt wurden, so sind sie auch heute (vielleicht noch viel mehr) auf die Hilfe und den Gnadensegen, der aus dem Ursprungsquell fließt, angewiesen.

So sind seit 1999 Anbetungsschwestern aus anderen Ländern beim Urheiligtum, die sich mitverantwortlich halten, dass wieder längere Zeit dort der Tabernakel zur Anbetung geöffnet sein kann.

¹³ Kentenich, Josef: Lebensgeheimnis Schönstatts, Band 2, Vallendar 1971, S. 238.

¹⁴ Kentenich, Josef, Texte zum 31. Mai 1949, Studie 1955, zitiert in: Zentrale der deutschen Schönstattbewegung (Hrsg.): Der Organismus der Heiligtümer, Vallendar, S. 8.

Es ist ein wirklicher Lebensvorgang, ein Rückstrom zur Quelle, wie wir es im Zitat herausgestellt sehen. Es ist ein gemeinsames Arbeiten für das große gemeinsame Ziel: Im Schatten des Heiligtums möchte die Gottesmutter Menschen erziehen zur Verherrlichung Gottes und zum Heil der Welt.

Zum Abschluss dieser Rückschau auf das geschichtliche Werden unserer Ewigen Anbetung ein kleines Erlebnis mit Pater Kentenich:

„Nachdem Pater Kentenich einmal Nachtanbetung im Heiligtum vor dem Allerheiligsten gehalten hatte, sagte er zur Person neben ihm vor dem Heiligtum:

Ich habe gerade im Kapellchen gedacht: Wenn ich damals (gemeint ist der 18.10.1914) nicht Ja gesagt hätte - - sicher, ich hätte mir viel Leid erspart, aber wie viele Heiligtümer weniger hätten wir heute, und wie viele Anbetungsstunden weniger in der Welt!“¹⁵

Bedeutung der Anbetung in unserer Zeit

Es ist sicher wichtig, bei meinen Ausführungen herauszustellen, dass die eucharistische Anbetung nur ein Teilaspekt der Verehrung Gottes ist.

Die Eucharistie ist das Sakrament der Sakramente, aber die Verehrung soll sich nicht beschränken auf den „Gott der Altäre“, sondern soll sich auswirken auf die lebendige Beziehung zum „Gott des Lebens“ und zum „Gott des Herzens“.

Deshalb wollen wir unseren Blick nicht nur zurück in die Geschichte richten, sondern das darin enthaltene Licht, das in unsere Welt leuchtet, anschauen und es wahrnehmen in unserer Zeit. So fragen wir uns:

Anbetung, was ist das denn überhaupt?

Ausdruck einer persönlichen Beziehung

Schauen wir uns zunächst einmal das Wort in sich an. Was ist der Unterschied zwischen beten und anbeten? Lassen Sie uns über die Vorsilbe „an“ nachdenken.

Schauen – anschauen; fassen – anfassen; kommen – ankommen; nehmen – annehmen und dann eben beten - anbeten.

Wir merken, dass die Worte mit der Silbe „an“ viel konkreter, persönlicher sind. Sie spiegeln sogar Vorgänge zwischen einem Du und Ich wider, ohne dass ein ganzer Satz gesagt ist; sie nehmen vielmehr das Du in Blick und können eine Beziehung ausdrücken.

„Die eucharistische Anbetung bedeutet konkret, eine Herzensbeziehung mit Jesus aufzubauen, der in der Hostie wahrhaft präsent ist, und uns durch ihn im Heiligen Geist zum Vater zu erheben. ... Eucharistische Kontemplation heißt, den anzuschauen, der mich anschaut.“ (Raniero Cantalamessa)

¹⁵ Schürer, Sr. M. Petra: Vortrag am 9. 7. 2004 beim goldenen Jubiläum des Heiligtums in Milwaukee.

Anbetung hat mit einer persönlichen Beziehung zu tun. Wir hörten es in der Einleitung: Im Zentrum steht das Licht! Das Licht, das Christus ist. Ich setze mich diesem Licht aus. Ich räume das Feld meiner Betriebsamkeit, meines Überlegens, Planens. Ich setze mich in der Stille der Anbetung dem aus, der mich anschaut.

„Anbetung zeigt sich, wirksamer als mit allen Worten, in der Stille.“ (Raniero Cantalamessa)

Pater Kentenich sagte einmal: „Sie müssen viel mehr anbeten als beten.“¹⁶

Es ist selbstverständlich, dass das Bittgebet, Fürbittgebet, Dankgebet und Lobgebet, d.h. alle Formen des Betens, wie wir sie im Katechismus der Katholischen Kirche (Nr. 2629 ff.) finden, auch beim Gebet vor dem Allerheiligsten Altarsakrament ihren Platz haben. Wann sonst könnten wir die vielen Anliegen, die uns anvertraut werden, vor Gott tragen? Sie fließen hinein in das Anschauen, Anbeten.

Verherrlichung Gottes durch die anerkannte Abhängigkeit von IHM

„Anbetung:

religionsgeschichtlich: das verehrende Sichniederwerfen vor der Gottheit oder vor einem mit göttlicher Macht erfüllten Wesen;

theologisch: der (zunächst nur innerliche) religiöse Grundakt des Anerkennens des unendlich überlegenen Gottes, der sich dann in einzelnen religiösen Übungen und in der täglichen Lebensgestaltung äußert.“¹⁷

Das verehrende Niederwerfen vor Gott ist ein Anerkennen der Größe Gottes; er ist das letzte Prinzip allen Seins.

Das Wort „Ehrfurcht“, das wir vielleicht in unserer Zeit wieder etwas entstauben sollten, sagt das besonders treffend aus: Wir erkennen die Größe Gottes an und geben IHM die gebührende Ehre und Liebe, auf der anderen Seite aber erschrecken und fürchten wir uns. Es ist ein liebendes Erschrecken. Ein Staunen, aber auch gleichzeitig ein Erschauern vor dieser gewaltigen Größe.

„Sie (die Anbetung) ist ein Untertauchen in das uferlose Meer, das keinen Grund und Boden hat – in das Meer der Majestät Gottes.“ (Raniero Cantalamessa)

Pater Kentenich formuliert dies so:

„Wovon lebt der anbetende Mensch? Wovon lebt die Anbetungsbewegung? Von der tiefen Überzeugung von der unendlichen Größe des Ewigen und der endlosen Kleinheit des kleinen Menschleins. Sie lebt von dem Hineingewachsenensein und vom ständigen, tieferen Hineinwachsen dieses kleinen Kreatürleins mit seiner Kontingenz in das Göttliche, in den persönlichen, den Dreifaltigen Gott der Liebe.“¹⁸

¹⁶ Kentenich, Josef: Vortrag für Schönstätter Marienschwestern, Anbetungsgemeinschaft vom 6.1.1939, unveröffentlichtes Manuskript.

¹⁷ Berger, Rupert: Anbetung, in: Neues Pastoralliturgische Handlexikon, Freiburg 1999.

¹⁸ Kentenich, Josef: Vortrag für Schönstätter Marienschwestern, Anbetungsgemeinschaft, vom 18.11.1967, unveröffentlichtes Manuskript.

Ist das nicht eine gewaltige Zumutung für den heutigen Menschen? Jeder muss seinen „Mann“ stehen, alles muss funktionieren, alles soll noch schneller, noch besser, noch rationeller gehen.

Und nun soll ich mir eingestehen, dass ich klein bin, dass ich in einer Abhängigkeit stehe, dass ich Ergänzung notwendig habe. Und dann noch von Gott, den ich nicht sehe, der mir im Geheimnis begegnet?

Aus diesem Kreislauf ausbrechen, mir Zeit nehmen für mich und meinen Gott, mich diesen Fragen stellen - welche hohe Anforderung! Ist das heute zu schaffen?

Eine tiefe Sehnsucht danach ist vielfach vorhanden. Aber die Umsetzung, das Wagnis, auf das Ungewisse mich einzulassen – das hat halt Konsequenzen.

Anforderung, Aufforderung – Weltjugendtag 2005

Ist nicht gerade die jugendliche Seele davon betroffen, die sich auf dem Weg befindet, sich selbst und den anderen zu finden? Die Jugend, die sich auf dem Weg befindet zum Weltjugendtag in Köln?

Der Hl. Vater gab diesem Weltjugendtag das Motto: „Wir sind gekommen, um IHN anzubeten!“ (Mt 2,2)

Anforderung und auf jeden Fall Aufforderung, sich dem Heiland in der Eucharistie zu stellen. Es wird sicher einiges an Gesprächen, Lebenshilfen, Hinweisen auf den Umgang mit dem Geheimnis der Eucharistie geben müssen, um mit den Jugendlichen in die Tiefe dieses Mottos eindringen zu können, so dass sie nicht nur mit den Händen das Weltjugendtagskreuz und die Marienikone berühren, sondern sich von diesen Zeichen berühren lassen in ihrem eigenen Innern, in ihrem eigenen Herzen.

Liegt das Hauptproblem vielleicht darin, dass wir an den Heiland in den eucharistischen Zeichen von Brot und Wein nicht mehr genügend und vor allem nicht mehr tief genug glauben? Glauben wir wirklich, dass ER da ist, mit Leib und Seele, als Gott und Mensch? Glauben wir, dass er mich und mein Leben berühren möchte?

„Die größte Gefahr für die Eucharistie ist die Routine, die gewohnheitsmäßige Abnützung ihrer Bedeutung.“ (Raniero Cantalamessa)

Der schon öfter zitierte Predigtzyklus von P. Cantalamessa, wurde für den Papst und die Mitarbeiter seiner Kurie gehalten. Es fällt auf, dass zwischen all den schönen, tiefen und herrlichen Gedanken zur Bedeutung der Eucharistie die Worte „Transsubstantiation“, „Realpräsenz“ und „Hypostase“ erklärt werden. Es zeigt, wie wesentlich die Erklärung des Geheimnisses der Eucharistie für alle Gläubigen, Laien als auch Priester, immer wieder ist. Ist es nicht wichtig, den Vorgang der Wandlung, der Verwandlung immer wieder klar darzulegen? „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!“ Vorgänge, die erklärt werden können, sollten auch erklärt werden. Die jungen Menschen wollen Erklärungen haben und Antworten auf ihre berechtigten Fragen bekommen. Geheimnisse, Unerklärbares, das gibt es immer noch genug, sonst brauchten wir nicht von einem „Mysterium fidei“ sprechen.

Die eucharistische Daseinsweise des Heilandes können wir kaum in Worte fassen, es bleibt ein Geheimnis, das uns modern denkende Menschen überfordert. Mit unserem vom Glauben erleuchteten Verstand aber können wir versuchen, es immer tiefer zu durchdringen. Nein, wir dürfen es nicht nur versuchen, sondern wir müssen es versuchen gerade in unserer Zeit.

Wie wesentlich sind auch Hilfen für die Umsetzung dieses Geheimnisses in meine konkrete Alltagssituation. Das kann dann z.B. ganz konkret heißen:

Wie verhalte ich mich in einer Kirche, wenn gerade kein Gottesdienst ist? Verweile ich kurz vor dem Heiland im Tabernakel und begrüße IHN? Kann ich überhaupt persönlich mit IHM sprechen, IHN ansprechen und mich von IHM ansprechen lassen?

Wie sieht meine Kniebeuge aus? Ist es der Ausdruck meiner Liebe, die sagt: „Jesus, ich mache mich klein vor Dir, weil ich Dich liebe, weil ich daran glaube, dass Du hier in der Hostie gegenwärtig bist. Du mein Heiland und mein Gott.“

Über so viele Kleinigkeiten ist es wert, neu nachzudenken.

Wir spüren doch alle, wie verletzlich der Glaube an die Gegenwart Christi im Altarsakrament geworden ist. Wie im Dialog mit anderen Religionen, in der Auseinandersetzung mit verschiedenen Geistesrichtungen innerhalb der Kirche, aber auch in ganz privaten Gesprächen gerade dieses Innerste unseres Glaubens unverstanden und unerreichbar ist.

Erleben wir nicht vielfach, dass sich daran auch die heutigen „Geister“ scheiden. Sind wir nicht in einer ähnlichen Situation, wie die Jünger nach der wunderbaren Brotvermehrung, als der Heiland sagte: „Ich bin das Brot des Lebens.“ (Joh 6)

Sagen oder hören wir nicht auch heute: „Viele seiner Jünger, die ihm zuhörten, sagten: ‘Was er sagt, ist unerträglich. Wer kann das anhören?’... Da fragte Jesus die Zwölf: ‘Wollt auch ihr weggehen?’“ (Joh 6,22-71)

Wir spüren, wie wichtig gerade die Diskussion um dieses Geheimnis in der kirchlichen und gesellschaftlichen „Alltagslandschaft“ ist.

Die Chance des Eucharistischen Jahres

„Das Sakrament der Eucharistie umfasse den ‘Kern des Geheimnisses der Kirche’, erklärte der Papst in seiner Predigt zum Fronleichnamfest vor der Basilika San Giovanni in Laterano. ‘Ich freue mich, ein besonderes Jahr der Eucharistie auszurufen’, sagte Johannes Paul II.“¹⁹

So wird in diesem Jahr das Sakrament der Eucharistie vertieft ins Bewusstsein vieler Menschen gerückt. Ein erneutes Fragen und Nachdenken kommt in Gang. Arbeitshilfen, Projektvorschläge, Hilfen für die Pastoral, Vorlagen für besondere Gottesdienste, Anbetungsstunden und noch vieles mehr wird erarbeitet und anderen zur Verfügung gestellt. Eine gute Chance für uns alle, wieder neu unser Wissen über und unsere Liebe zur Eucharistie zu bereichern.

¹⁹ Johannes Paul II.: <http://www.kath.net/detail.php?id=7850>, 14.6.2004.

Für uns Anbetungsschwestern war die Ankündigung des Eucharistischen Jahres eine große Freude, da gerade das Jubiläum der „Ewigen Anbetung“ in Schönstatt in die ersten Wochen des Eucharistischen Jahres fiel.

Es wurde für uns eine Chance, uns selbst wieder mit diesem Thema auseinander zu setzen, unsere Ursprungskräfte und –motivationen zu erneuern und unseren stellvertretenden Dienst, besonders auch für die Jugend und alle Menschen mit jugendlichen Herzen, zu tätigen.

Der Papst vertraute Maria, der „eucharistischen Frau“, dieses Eucharistische Jahr an. Sie möge helfen, dass im Jahr der Eucharistie alle „im Glauben und in der Liebe zum Geheimnis des Leibes und Blutes Christi wachsen“²⁰.

„Die selige Jungfrau scheint einen charismatischen Auftrag zur Hinführung der Gläubigen zur Eucharistie zu besitzen. Das bezeugen die Marienpilger und Marienwallfahrtsorte, wo alles auf die Eucharistie ausgerichtet ist – als Quelle und Höhepunkt marianischer Frömmigkeit und Spiritualität.“²¹

Ewige Anbetung in Schönstatt, an einem ausgesprochen marianischen Wallfahrtsort. Wir sehen diesen Dienst im Sinn der Kirche als Verherrlichung des Dreifaltigen Gottes und zur Hilfe für viele Menschen, damit sie wieder tiefer, durch das Liebesbündnis mit der Dreimal Wunderbaren Mutter, Königin und Siegerin von Schönstatt, in den Glauben, und dadurch zur wahren Verehrung der heiligen Eucharistie, finden.

„Im Zentrum steht das Licht!“

75 Jahre Ewige Anbetung in Schönstatt. Wir können nur danken für alles, was die liebende Begegnung mit dem eucharistischen Heiland in den Herzen der Einzelnen bewegt hat.

Was die eucharistische Anbetung dem Schönstattwerk und darüber hinaus geschenkt hat und noch schenkt, das bleibt uns jedoch verschleiert. Erst in der Ewigkeit werden wir einmal schauen dürfen, wie viele Gnaden durch die Anbetung des Heilandes für Schönstatt, für die Kirche und Welt wirksam werden konnten. Wir werden tiefer erkennen, wie sich Apostolat und Innerlichkeit, Mission und Anbetung gegenseitig tragen und befruchten und was wir durch unser Beten zum Wachstum des Schönstattwerkes beitragen durften.

Gerne möchte ich Sie einladen, vor den Heiland im Tabernakel zu gehen (wirklich oder in einem Moment der Stille), um sich IHM, dem Licht, auszusetzen, IHM zu sagen, dass wir an seine Gegenwart in der Eucharistie glauben, dass wir IHN lieben, dass wir mit IHM durch unser Leben gehen wollen. Vertrauen wir IHM das An-

²⁰ Johannes Paul II., Ansprache vor dem Angelusgebet auf dem Petersplatz am 13.6.2004, in: L'Osservatore Romano, 34. Jg., Nr. 25, 18.06.2004.

²¹ Theologisch-Historische-Kommission für das Heilige Jahr 2000 (Hrsg.), Eucharistie - Sakrament des neuen Lebens, Regensburg 1999, S. 150.

liegen des Eucharistischen Jahres und des Weltjugendtages an und bitten IHN um seinen Segen.

„Füllen Sie Ihren leeren Lichtspeicher auf mit allem, was Sie finden können – und dann genießen Sie die dunklen Abende ganz neu ... test it.“²²

²² Dohlus, Birgit, in: Anbiss. Das Magazin vom Zahnarzt, 4/2004, S. 4.

Johannes Paul II.

Aus dem Apostolischen Schreiben „Mane nobiscum Domine“ (07. Oktober 2004)

Auf die Bitte der Jünger von Emmaus, „bei“ ihnen zu bleiben, antwortet Jesus mit einem viel größeren Geschenk: Durch das Sakrament der Eucharistie fand er Gelegenheit, „in“ ihnen zu bleiben. Die Eucharistie empfangen bedeutet in tiefe Gemeinschaft mit Jesus eintreten. „Bleibt in mir, dann bleibe ich in euch“ (Joh 15, 4). Diese Beziehung eines zuinnersten, wechselseitigen „Verbleibens“, erlaubt uns in gewisser Weise, den Himmel auf der Erde vorwegzunehmen. Ist dies nicht das größte Verlangen des Menschen? Ist es nicht das, was Gott sich vorgenommen hat in der Verwirklichung seines Heilsplans in der Geschichte? Er hat in das Herz des Menschen den „Hunger“ nach seinem Wort gelegt (vgl. Am 8,11), einen Hunger, der nur in der vollen Einheit mit ihm gestillt werden wird. Die eucharistische Gemeinschaft ist uns geschenkt, um uns auf dieser Erde an Gott zu „sättigen“ in Erwartung der vollen Befriedigung im Himmel. [...]

Die Kirche ist der Leib Christi: Man ist in dem Maß „mit Christus“ auf dem Weg, in dem man in Beziehung „zu seinem Leib“ steht. Um diese Einheit zu bilden und zu fördern, trägt Christus mit der Ausgießung des Heiligen Geistes Sorge. Und er selbst hört nicht auf, diese Einheit durch seine eucharistische Gegenwart zu nähren. Es ist wirklich das eine eucharistische Brot, das uns zu dem einen Leib vereint. Dies bekräftigt schon der Apostel Paulus: „Ein Brot ist es. Darum sind wir viele ein Leib; denn wir alle haben teil an dem einen Brot“ (1 Kor 10,17). Im eucharistischen Geheimnis baut Christus die Kirche als Gemeinschaft auf gemäß dem höchsten, im hohepriesterlichen Gebet beschworenen Vorbild: „Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast“ (Joh 17,21).

Wenn die Eucharistie die Quelle der kirchlichen Einheit ist, dann ist sie auch deren höchster Ausdruck. Die Eucharistie ist die Epiphanie der Gemeinschaft.

Lothar Penners

AUF DEM WEG ZUM WELTJUGENDTAG: JUGEND UND ANBETUNG?



Der Autor: Lothar Penners, geb. 1942, Schönstatt-Pater, Prof. für Philosophie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar und Bewegungsleiter der deutschen Schönstatt-Bewegung.

Programm und Motto des Weltjugendtags – keine Selbstverständlichkeit

„Wir sind gekommen, um IHN anzubeten“ – das Motto des kommenden Weltjugendtages wird, zumal nach der Weihnachts- und Epiphaniezeit, immer mehr präsent. Die Erzählung von den drei Weisen, die hinter dem hellleuchtenden Stern ihren weg nach Jerusalem und Betlehem gezogen sind, gewinnt eine neue und gelegentlich erstaunliche Aktualität in unserem Land. Die Vorbereitungen zur Gestaltung der Feiern und Katechesen wie die Aufnahme von Hunderttausenden von jungen Menschen laufen immer mehr auf Hochtouren. Schaut man indessen auf den gewählten Schwerpunkt von Motto und Programm, dürfte beides nicht einfach selbstverständlich sein. Und das nach mehrfacher Richtung.

Die in der Erzählung von den Sterndeutern anklingende Zweieinheit von Christus und Maria – „Sie sahen das Kind und Maria, seine Mutter; da fielen sie nieder und huldigten ihm“ (Mt 2,11) – färbt nicht ohne weiteres die Mentalität beider Kirchen in Deutschland und Mitteleuropa, wenngleich Maria als Sitz der Weisheit, die den geborenen Messias der Welt darbietet, zum festen Bestand der christlichen Ikonographie gehört.

Ähnliches mag gelten für den zentralen Akt der Anbetung. Anbetung gilt in gewisser Weise als Mitte und Spitze der religiösen Grundakte. In ihr kommt die Theozentrik des Glaubens am radikalsten zum Ausdruck. Anbetung greift tiefer als Meditation, sagt die religiöse Erfahrung bei nicht wenigen. Aber auch das scheint ange-

sichts von diversen Wellen religiösen Feelings nicht ohne weiteres vorherrschendes Zentrum zu sein.

Analoges mag gelten von der eucharistischen Anbetung. Zu dieser soll der geistliche Weg nach Köln in der „Nachfolge“ der drei Weisen hinführen. In der kirchlichen Praxis der vergangenen Jahrzehnte ist die fraglos gegebene Mitte der Eucharistie als Mahl und Opfergeschehen allerdings so stark in den Mittelpunkt gerückt, dass die früher mehr übliche Verehrung und Anbetung Christi im Altarsakrament ebenso einer neuen Verlebendigung bedürfte, die ja nicht zuletzt im gegenwärtig vom Papst ausgerufenen Jahr der Eucharistie intendiert ist. Dies mag gelten, auch wenn in den Jugendzirkeln der Geistlichen Bewegungen die Anbetung der Eucharistie durchaus ihren Platz hat – immer wieder auch mit einer gewissen sportsmäßigen Attitüde –, die übernommenen Zeiten etwa der nächtlichen Anbetung durchzustehen bzw. durchzuknien ...

Zugänge und Zusammenhänge

Das Anliegen der hier folgenden Überlegungen kreist deswegen um Zusammenhänge und Zugangswege sowohl zur Anbetung überhaupt wie auch zur eucharistischen Anbetung. Sie orientieren sich an einer Trias, die sich im geistlichen Schrifttum Pater Kentenichs gewissermaßen als feste Wortprägung findet. Immer wieder sprach er davon, dass uns Gott begegnet, wir ihn suchen und finden dürfen

als Gott des Lebens,
als Gott der Altäre,
als Gott des Herzens.

Offensichtlich ist Pater Kentenich der Überzeugung, dass die genannten drei Gegenwartsweisen Gottes sich gegenseitig beleuchten und in der Aneignung im gläubigen Vollzug füreinander fruchtbar werden.

Die Trias von „Gott des Lebens, Gott der Altäre und Gott des Herzens“ ist nicht im Gegensatz zu sehen zu der *vierfachen Gegenwartsweise Christi in der Eucharistie*, die in der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils herausgestellt ist: dass Christus im Geschehen der Eucharistiefeyer anwesend sei in der zusammenkommenden Gemeinde, in seinem ergehenden Wort, im sakramentalen Zeichen von Brot und Wein und schließlich im Zelebranten, dem Priester oder dem Bischof, insofern er bei der Liturgie „in persona Christi“ handelt (SC 7). Auch hier haben wir verschiedene Weisen von Gegenwart, die nicht in einem Nebeneinander, sondern in einem sich durchdringenden Miteinander gesehen werden können und sollen.

Wenn Pater Joseph Kentenich vom Gott der Altäre spricht, sind die vom Konzil betonten Modi der Gegenwart darin eingeschlossen, wenngleich die Trias „Gott des Lebens, Gott der Altäre und Gott des Herzens“ von Pater Kentenich älter ist als die Liturgiekonstitution des Konzils, welche die unterschiedlichen Gegenwartsweisen

Christi, die immer lebendig waren, für den katholischen Raum in dieser Akzentuierung jedoch vom Konzil besonders deutlich hervorgehoben hat.

Bei der Trias „Gott des Lebens, Gott der Altäre, Gott des Herzens“ geht es darum, der je gegebenen Gegenwart Gottes inne zu werden und ihn *anzubeten*.

Worum geht es bei der Anbetung als solcher?

Anbetung – die „Spitze“ unserer Gebetsakte

Das christliche Gebetsleben, ja der Gebetsvollzug der gesamten Offenbarungsgeschichte kennt unterschiedliche Weisen und Grundakte des Gebetes als Kommunikation mit dem lebendigen Gott. Exemplarisch begegnen uns diese etwa in den Psalmen, welche ja das „Gebetbuch“ des Alten und auch des Neuen Bundes darstellen. Immer wieder finden wir in diesen wie im Beten überhaupt das Danken, das Bitten, den Lobpreis und eben die Anbetung. Nicht selten auch das Klagen über die Mühsal und Bedrängnisse des immer auch angefochtenen Lebens auf seinem Weg durch die Welt zu Gott. Im Danken wird der Beter inne, dass er sein Leben und die es tragenden Geschenke zurückführt auf Gott als den Geber von allem; dass er sich letztlich ihm „verdankt“. Danken kreist um die Herkunft des geschöpflichen Lebens aus der Hand des Schöpfers. Im Bitten wendet sich das Geschöpf an denjenigen, von dem es glaubt, dass er Leben und Welt in seinen Händen hat und die Geschicke lenkt sowie all das gewähren kann, was zur Bewältigung des Lebens notwendig erscheint. Danken und Bitten verbinden sich oft zum Lobpreis, zur Rühmung von Gottes Güte, seiner Weisheit, Schönheit und Macht.

Die genannten Grundakte finden in der Anbetung in gewisser Weise ihre „Spitze“: Dank, Bitte und Lob kennen wir auch im Raum der innerweltlichen oder geschöpflichen Kommunikation. Wir danken, bitten und loben die Menschen und können es religiös letztlich auch nur, weil wir es im menschlichen Bereich immer schon kennen gelernt und praktiziert haben. Insofern „überträgt“ sich da vieles auf Gott.

In der Anbetung werden wir uns bewusst, dass all das, weswegen wir Gott danken, ihn bitten oder loben, radikal unverfügbar ist. In der Anbetung bricht die Unendlichkeitsdimension Gottes durch. Was er schenkt oder einbehält, was er verfügt und lenkt, ist nicht mehr hinterfragbar. Wir landen im „Unvordenklichen“, das heißt wir können mit unserem Denken und Empfinden nicht eindringen in den Bereich des Warum, oder hinter das, was uns zu denken, zu lieben und zu handeln positiv gegeben ist. Wir werden als Geschöpfe vor die Steilwand des Unerzwingbaren und Unbezwingbaren geführt; genau das, was sich für unser Erleben sehr oft mit der Majestät des Hochgebirges oder der Unbezwingbarkeit des Meeres verbindet.

Anbetung heute?

Anbetung scheint jener Akt zu sein, in dem wir Menschen Gott oder das Göttliche erfahren als *Mysterium fascinosum et tremendum*, als anziehendes und ehrfurchtgebietendes Geheimnis (Rudolf Otto). Nun hat es das Ehrfurchtgebietende und die Ehrfurcht in unserer Kultur, wie wir wissen, nicht unbedingt leicht. Die „Größen“, denen wir im gesellschaftlichen und kulturellen Bereich begegnen, mögen gelegentlich faszinieren, aber erheischen nicht unbedingt Ehrfurcht und Distanz. Stars im Sport oder im Showgeschäft mögen faszinieren, aber sie sind nicht „gefährlich“. Politiker, die großen Einfluss nehmen und sich rhetorisch gut verkaufen, mögen bewundert werden. Respekt werden sie in dem Maße finden, als sich ihre Fähigkeit zur Selbstdurchsetzung verbindet mit der Sorge um Gemeinwohl, Recht und Gerechtigkeit. *Subjektives Können* wird in dem Maße zur „Größe“, wie sich *objektive Werte* darin zeigen.

Wie immer dem sei: Eine Gesellschaft und Kultur kann die Haltung der Ehrfurcht in ihrem Ethos lange vor sich herschieben, das heißt sich von der Achtung vor dem Leben, der Wirklichkeit überhaupt, dispensieren: religiös kann sie werden nur in dem Maße, wie Größe sich mit Wert und Würde verbinden.

Anbetung und Jugend: Erwählung, Liebe und Gemeinschaft, Radikalität

All das muss nicht heißen, dass die Jugend und gerade sie den Zugang zur Anbetung findet. Wenn das schützende Haus der Kindheit immer mehr seine Selbstverständlichkeit verliert, fragen die jungen Menschen danach, warum und wofür sie leben. Wie sie mit den Vorgaben und Widerständen des Lebens fertig werden. Gerade die Jugend stößt an das „Unvordenkliche“: Warum gibt es mich, und warum gibt es mich so? Warum soll und darf und muss gerade ich leben, und wie soll ich leben? Der junge John Henry Newman sagte sich mit 15 Jahren: Es gibt eigentlich nur zwei Grunddaten, von denen her sich mein Leben aufbauen sich kann: Mein Ich und das, woraus ich mich empfangen, Gott oder das Absolute. Die Jugend stellt keine neutrale Frage (sofern es die überhaupt gibt) nach Gott, sondern die unerbittlich existentielle. Gibt es Gott? Gibt es ihn so, dass ich mit ihm etwas anfangen kann? Gibt es ihn so, dass er mich gewollt hat, und gibt es ihn so, dass ich von etwas und von ihm so erfüllt bin, dass ich davon und dafür leben kann? Die Jugend sieht sich vor die Steilwand des Daseins gestellt und will auf das Dach der Welt.

Der heilige Paulus macht in seiner Theologie den Unterschied zwischen Erwählung und Berufung. Im Epheserbrief heißt es, dass Gott uns, die Christen, erwählt hat vor Grundlegung der Welt und dass er uns bestimmt hat zum Lob seiner herrlichen Gnade, die er uns in seinem geliebten Sohn geschenkt hat (vgl. Eph 1,3 ff.), auf Grund dieser Erwählung vor Grundlegung der Welt gibt es die Berufung, das

heißt den konkreten Lebensweg in dieser oder jener Form in dieser Welt. Erwählung geschieht in jenem Bereich des Unvordenklichen, aber im Blick auf das Urpersönlichste. „Erwählung ist das personalste Widerfahrnis“ (Balthasar). In der Anbetung kreist der Mensch um das Geheimnis seiner Erwählung, dass Gott ihn grundlos zum Leben und deswegen auch zu einem originellen Leben berufen hat. Gerade in der Anbetung geht es um das Persönliche Ideal: den Gottesgedanken und den Gotteswunsch meines Lebens. Nach meiner Bestimmung oder Berufung kann ich nur sinnvoll fragen und suchen, wenn es diese Erwählung vor Grundlegung der Welt gibt.

In den Eucharistiebeten von „Himmelwärts“ leitet Pater Kantenich an, u. a. zu beten (S. 32):

„Führ aus den großen Liebesplan,
den du von unserer Lebensbahn
entworfen hast von Ewigkeit,
auch wenn er einschließt Kreuz und Leid.
In Christus sieh am Kreuz uns hängen,
bewegt von heißer Liebe Drängen.“

Für die Jugendlichen, eine Erfahrung immer wieder auf Grund von Ferienlagern, Exerzitien etc., die bei der nächtlichen Anbetung „auf den Geschmack“ gekommen sind, hängt „Anbetung“ zusammen mit der die Jugend beschäftigenden Frage nach ihrer Bestimmung. Oder mit dem Kreisen darum, ob sie die von Paulus gepriesene „herrliche Gnade“ wirklich tragen kann. In solchem Anbeten wächst auch der Wille zur Radikalität; es wächst die Bereitschaft, dem möglichen Sinn meines Lebens die Scheingüter und ins Abseits führenden Werte unterzuordnen.

Gott der Altäre und Gott des Lebens: Anbetung und Durchsichtigmachung

Wenn Pater Kantenich als Lehrer des geistlichen Lebens vom „Gott des Lebens“ spricht, meint er nicht nur den Gott der wichtigen Lebensentscheidungen und des Ringens um diese. „Gott des Lebens“ – das meint für ihn zentral gerade Gott, der uns in den alltäglichen Dingen und Begebenheiten des Alltags begegnet; meint Gott, der allenthalben Spuren in seiner Schöpfung hinterlassen hat und uns Menschen einlädt, in solchen Spuren Zeichen seines Wirkens und seiner Liebe zu lesen; das heißt: in der uns umgebenden Welt und geschehenden Geschichte ihn selbst zu suchen. In diesem Sinne: der „Gott des Lebens“ nicht auf dem Dach der Welt, sondern mitten im Gewühl des normalen Alltagslebens. Um Gott auf die Spur zu kommen, leitete er an, die uns umgebende Wirklichkeit durchsichtig zu machen auf das Geheimnis, aus dem sie kommt, und auf das sie verweist.

Der Vorgang der Durchsichtigmachung gilt aber nicht nur für die Gottesbegegnung in der welthaften Realität, sie gilt für die Gotteserfahrung überhaupt; das heißt gerade auch für den sakramentalen Bereich und die Eucharistie. In einer Zeit, in der

die Menschen, zumal die Jugendlichen, mit einem formalen Sakraments- und Eucharistieverständnis nicht mehr durchkommen, etwa in dem Sinn: Sakramente als verordnete Gnadenmittel, hinter welchen der göttliche Heilswille steht. Es gibt keine inhaltlich gefüllte Gotteserfahrung in den Sakramenten ohne das Gesetz der Durchsichtigmachung. Im Blick auf die Eucharistie mag dies heißen: Wir verstehen die Eucharistie in dem Maße, indem wir auch diese sehen lernen nach dem Gesetz der Übertragung und Weiterleitung - Gesetzmäßigkeiten, die für Pater Kantenich insgesamt zentral sind! Es geht in der Eucharistie darum, das eucharistische Brot und den eucharistischen Wein zu sehen als den in den Tod gegebenen Leib und das vergossene Blut. Und weiter, die Linie des Brotes weiter verfolgend, in dem sich hinschenkenden Leib den Menschen Jesus, dessen Antlitz das Antlitz des Sohnes Gottes ist. Oder von „oben“ gelesen: Im menschlichen Antlitz Christi zeigt sich das Antlitz Gottes, der sich selbst, seinen Leib, hingibt, um den Menschen mit seiner liebenden Hingabe zu nähren.

Oder nochmals die gesamten Stufen der Weiterleitung: Gott im Menschen Jesus, in dessen Leiblichkeit, im eucharistischen Brot, das seine Gottheit deshalb bergen kann, weil sich das schöpferische Wort (im Wort der Kirche) mit einem Symbol verbindet. In diesem Sinne der heilige Augustinus: Tritt das Wort zu einem Element dieser Welt dazu, dann wird aus dem welthaften Zeichen ein Sakrament, das heißt ein wirksames Zeichen unseres Heils. Alle Sakramente setzen das heiligende und heilende Tun Christi am Menschen gegenwärtig. In diesem Sinn können wir sagen, dass sie ausgezeichnete Spuren der Wirksamkeit und Anwesenheit Gottes in dieser Welt sind. Sie wollen deswegen auch nicht nur „blind“ geglaubt werden, sondern in ihrem Sinngehalt geschaut und erfahren werden. Deswegen können wir auch sagen: Das sakramentale Leben ist die Hochform der Spurensuche, weil sie die Christusbegegnung als solche schenken. Sie stehen aber auch in einem Zusammenhang mit den Spuren Gottes in dem weiteren Sinne in Verbindung, insofern sich Gott in einer mehr verhüllten Weise in den Zeichen der Schöpfung und auf den Wegen der Geschichte zeigt. Der „Gott der Altäre“ und der „Gott der Sakramente“. Gott wirkt immer durch Zeichen seiner Liebe, wenn auch in unterschiedlicher Dichte und Wirksamkeit für das Heil und die Heiligung von uns Menschen.

Was tun Menschen, gerade auch Jugendliche, vor dem Tabernakel? Das sich uns aussetzende eucharistische Brot will von uns immer wieder durchsichtig gemacht werden durch die lange Kette der geschichtlichen Überlieferung bis zum Geschehen des Abendmahlssaals. In ihm und im folgenden Kreuzesopfer verschenkte sich der menschengewordene Gott bis in den Tod und weiterhin auf uns zu, um mit uns und mit allen, die ihn gläubig empfangen, zu kommunizieren. Die in der „Spurensuche“ erfahrene Gemeinsamkeit im Berichten und Fragen nach dem Sinn der göttlichen Spuren kann in der eucharistischen Anbetung zum Gespräch mit Jesus selbst werden, in dem die sich schenkende Liebe Gottes für uns greifbar wird. In der eucharistischen Anbetung kann einer Gruppe geschenkt werden, dass das gemeinsame Sprechen über die Spuren Gottes sich nochmals verdichtet in der Stille der gemeinsamen Hinwendung zu Jesus Christus. Es ist ja bekannt, dass die gemein-

same stille Anbetung von Glaubenskreisen und Hausgemeinschaften die Anbetung des Einzelnen sehr stark tragen und fruchtbar machen kann. Gerade die gemeinsame Anbetung nach einem religiösen Austausch wird oftmals die Form sein können, in der Jugendliche über die Feier des eucharistischen Opfermahles hinaus die Gegenwart Christi im Altarsakrament fruchtbar realisieren können.

Und der „Gott des Herzens“?

Der heilige Paulus schreibt im zweiten Korintherbrief (2 Kor 4,6 ff.): „Denn Gott, der sprach: Aus Finsternis soll Licht aufleuchten!, er ist in unseren Herzen aufgeleuchtet, damit wir erleuchtet werden zur Erkenntnis des göttlichen Glanzes auf dem Antlitz Christi.“ Womit Paulus wohl sagen will: Gott leuchtet auf in seiner Schöpfung, in dieser Welt: in ihr ist aus der ursprünglichen Finsternis das Licht Gottes aufgeleuchtet, und dieses Licht soll aufleuchten in unseren Herzen. Aber das Licht der Schöpfung, das in unseren Herzen aufleuchtet, findet sich in besonderer Weise und in unüberbietbarer Dichte auf dem Antlitz Christi. Wir dürfen nochmals sagen: auf dem Antlitz des Menschen Christus Jesus.

Auf sehr dichte Weise sagt der Apostel, dass der Gott der Welt, der Gott des Herzens und der Gott Jesu Christi und in diesem Sinne der Gott der Sakramente und des Altares in einem Zusammenhang steht: in der Spurensuche wird die Welt hell und werden unsere Herzen hell, weil etwas wie Sinn aufleuchtet; das Hellwerden des Herzens aber disponiert zur Erkenntnis des göttlichen Glanzes auf dem Antlitz Christi. Von dort leuchtet er in die Herzen zurück, insoweit sie sich von ihm erkannt und geliebt wissen. Eine erste Dimension, freilich noch nicht die letzte und tiefste, wenn wir vom „Gott des Herzens“ sprechen. Im Vollsinn ist damit ja gemeint, dass Gott selbst im Herzen des begnadeten Menschen wohnt, so dass er selbst zur Wohnung und zum Tempel Gottes wird. „Der Tempel Gottes, das seid ihr“, sagt wiederum Paulus.

Dieses Einwohnen Gottes durch seinen Heiligen Geist kann im Menschen auf verschiedene Weise und in unterschiedlichem Grade wirksam werden. Es kann zur Lauterkeit des Gewissens werden, in der ein Mensch zu einer großen Übereinstimmung mit dem Willen Gottes gelangt; den Anregungen des Heiligen Geistes folgend, kann der Mensch zu den verschiedenen Graden des Gebetslebens bis hin zu einer spürbaren Gottesnähe geführt werden. Grundlage dafür ist die in Glaube und Taufe geschenkte Gegenwart Gottes in der begnadeten Persontiefe des Menschen. Bei Jugendlichen wird das Begeistertsein von der Botschaft, vom Beispiel Christi und Marias gerade auch im gemeinsamen Erlebnis etwa des Weltjugendtages und der ihn begleitenden Begegnungen zunächst einmal Erfasstsein auslösen. Die Begeisterung wird hier etwas vom Geist Gottes ahnen lassen und einen Anknüpfungspunkt schaffen für die Einwohnung Gottes im Heiligtum ihres Herzens.

Die Glaubensüberzeugung, dass es so etwas gibt wie ein Herzensheiligtum, das heißt die Einwohnung Gottes im Herzen des Menschen, wird der Kommunion mit

dem eucharistischen Christus jene *Nachhaltigkeit* verleihen, die eine tiefergehende Verwandlung der Empfänger der Eucharistie ermöglicht.

Die Erfahrung „Gott lebt und wirkt in mir“ haben viele als Unterstreichung und Erhöhung ihrer personalen Würde erfahren. Nichts bahnt aber einer Kultur des Innewerdens, dass Gott allem weltlichen Sein und Geschehen innewohnt und die Schöpfung Gottes voll ist, mehr den Weg als die gnadenhafte und sakramentale Gegenwart durch den Gott des Herzens und der Eucharistie.

Ob nach dem Weltjugendtag 2005 der Großteil der jungen Menschen nach ihrer Kölner Pilgerfahrt wirklich sagen können: „Wir sind gekommen, um IHN anzubeten“, mag wesentlich davon abhängen, ob „Anbetung“ in ihren Zugangswegen und Zusammenhängen aufleuchten und eingeübt werden kann. Nicht zuletzt wäre es wichtig, dass die zur Botschaft des Papstes hinführenden Katechesen der Bischöfe an den Haupttagen des Weltjugendtages in vielfältigen Perspektiven den Brückenschlag zwischen der Lebenswelt der Jugendlichen und der Anbetung als Spitze des religiösen Lebens schlagen können.

Bernd Biberger

DIE EINWEIHUNG DES INTERNATIONALEN ROMHEILIGTUMS – PERSÖNLICH ERLEBT



Der Autor: Bernd Biberger, Dr. theol., geb. 1966, Priester der Diözese Rottenburg-Stuttgart, Mitglied des Schönstatt-Instituts Diözesanpriester, Habilitand an der kath.-theol. Fakultät in Bonn im Fachbereich Altes Testament, Präsident des Josef-Kentenich-Instituts.

Die Einweihung des Internationalen Romheiligtums am 8. September 2004 war für viele der rund 3000 Teilnehmer einer der geistlichen Höhepunkte des vergangenen Jahres. Doch was war das Beeindruckende dieses Festes? Diese Frage werden viele unterschiedlich beantworten. Dies liegt zum einen daran, dass ein solches Ereignis nicht nur durch das gemeinsame Programm, sondern auch durch unzählige kleine Geschehnisse am Rande geprägt wird. Jeder nimmt andere Geschehnisse wahr, und dasselbe Ereignis hat für die Einzelnen jeweils eine unterschiedliche Bedeutung. Deshalb ist der folgende Rückblick, der sechs Schlaglichter aufgreifen möchte, persönlich und subjektiv gefärbt.

Erstes Schlaglicht: die gefüllten Krüge

Beim liturgischen Einzug am Beginn des Festgottesdienstes wurde eine Fülle von Krügen herein getragen. Seit längerem hat sich in der Schönstatt-Bewegung der Brauch ausgebildet, das, was der Einzelne an Opfer und Gebet einbringt, auf kleine Zettel zu schreiben und diese in einem Krug zu sammeln. Das Motiv des Kruges ist dem Evangelium von der Hochzeit zu Kana entnommen. Die Menschen füllen die Krüge mit ihren Opfern und Anliegen in der Hoffnung und im Vertrauen, dass Gott ihre Beiträge in einen reichen Gnadenstrom verwandeln wird, der von der jeweiligen Schönstattkapelle (Heiligtum) aus fließt. Schon in der Gründungsurkunde Schönstatts ermutigt Joseph Kentenich die in der Kongregation versammelten Jungen am 18. Oktober 1914: „Macht euch keine Sorgen um die Erfüllung eures Wunsches. Ego diligentes me diligo. Ich liebe die, die mich lieben. Beweist mir erst, daß ihr mich wirklich liebt, daß es euch ernst ist mit eurem Vorsatze.“¹ Durch die Einbin-

¹ Schönstatt – Die Gründungsurkunden, 5. Aufl., Vallendar-Schönstatt 1987, S. 26.

ding der Krüge in den liturgischen Einzug wurde deutlich, dass nicht die Planung und die Finanzierung das Wichtigste bei der Entstehung eines Heiligtums ist, sondern vielmehr seine geistliche Fundierung. Ein lebendiges Heiligtum entsteht nur dort, wo Menschen sich dafür einsetzen und die Gottesmutter auf diese Weise bewegen, sich dort niederzulassen. Ohne diese Beiträge bleibt jedes Heiligtum ein lebloses Gebäude. Die Krüge erinnerten daran, dass unzählige Menschen sich in geistlicher Weise für die Entstehung dieses Heiligtums in Rom eingesetzt haben. Gleichzeitig symbolisierten die Krüge das geistliche Netz, das die über 160 Schönstatt-Heiligtümer auf der ganzen Welt miteinander verbindet, ein Netz, das vom Urheiligtum in Schönstatt, dem Ursprungsort der Bewegung, ausgeht und in Rom im Herzen der Kirche wieder zusammenfindet.

Zweites Schlaglicht: die Internationalität des Festes

Aus den meisten Ländern, in denen die Schönstatt-Bewegung existiert, waren Vertreter anwesend. Bei der abendlichen Serenade nach dem Einweihungsgottesdienst wurden die Namen der vertretenen Länder, 33 an der Zahl, genannt. Es hat in der Geschichte der Schönstatt-Bewegung wohl noch kein so international gefärbtes Ereignis gegeben, vielleicht ausgenommen die Feierlichkeiten zum 100. Geburtstag Joseph Kentenich 1985 in Schönstatt und Rom und zum 50. Jahrestag des Dritten Meilensteins 1999 in Bellavista/Chile. Waren diese beiden Ereignisse 1985 stark durch die deutsche und 1999 durch die chilenische Schönstattfamilie geprägt, so ragte beim bei der Einweihung des Internationalen Romheiligtums kein Land besonders heraus. Die Selbstverständlichkeit, mit der sich Schönstatt international erlebte, übertraf alle bisherigen Feiern. So wurde in Rom das erlebbar, wofür die Stadt selbst steht: Weltkirche. Die kulturelle Vielfalt wurde sichtbar in den Beiträgen, die die jeweiligen Länder in die Serenade vor dem Heiligtum einbrachten: afrikanische Tänze, lateinamerikanische Lieder, deutsche Gedichte, europäische klassische Musik. Moderiert wurde nicht nur in einer Sprache, die Menschen verstanden sich über Sprachgrenzen hinweg, wie an Pfingsten. So wurde sichtbar: Die Entstehung des Matri Ecclesiae-Heiligtum und des noch zu erbauenden Zentrums waren und sind ein Anliegen der gesamten weltweiten Schönstatt-Bewegung, sozusagen ein gemeinsames Projekt, in dem die weltweite Schönstattfamilie zusammenfindet.

Drittes Schlaglicht: die Liebesbündnisfeier vom 06. September

Zwei Tage vor der Einweihung fanden sich Schönstätter verschiedener Gliederungen vor dem fast fertig gestellten Heiligtum zu einer Liebesbündnisfeier zusammen. Ausgangspunkt dieser Idee war der Wunsch einiger Mitglieder des Priesterverbandes, ihre zeitliche bzw. ihre endgültige Mitgliedschaft in der Gemeinschaft im künftigen Matri Ecclesiae-Heiligtum zu feiern. Auch einige junge Erwachsene vom Jungen Schönstatt, die in der Oase einen Beitrag zur Bewirtung der Festgäste leisteten, wollten gerne das Liebesbündnis im neuen Heiligtum schließen. So kamen

verschiedene Gliederungen zusammen. Das Liebesbündnis schlossen bei dieser Feier außerdem eine Frau aus Italien, ein Ligapriester von den Philippinen und ein Jungmann aus Würzburg in Form der Mitgliedsweihe. Bewusst wurde diese Feier nicht als Eucharistiefeier, sondern als Wortgottesdienst gestaltet, da das Heiligtum zu diesem Zeitpunkt noch nicht eingeweiht war. Durch diese Feier wurde erfahrbar, dass das, was alle Schönstätter miteinander verbindet, das Liebesbündnis mit der Gottesmutter in seinen verschiedenen Formen ist. Verschiedenste Gemeinschaften verbündeten sich so miteinander. Es wurde erlebbar, dass im Liebesbündnis die Einzelnen nicht nur mit der Gottesmutter, sondern auch in der Gemeinschaft untereinander verbunden werden. Diese Bündnispiritualität, die eine Vertiefung und eine Verlebendigung des Taufbündnisses darstellt, möchte Schönstatt der Kirche anbieten.

Viertes Schlaglicht: die Übergabe der Akten für den Seligsprechungsprozess von Mario Hiriart

Am Morgen des 8. September fand sich eine Gruppe von über 40 Personen zusammen, um in der Heiligsprechungskongregation die Akten für den Seligsprechungsprozess von Mario Hiriart zu übergeben. Nachdem der Prozess auf diözesaner Ebene abgeschlossen ist, soll er jetzt auf weltkirchlicher Ebene fortgeführt werden. Der Marienbruder Mario Hiriart ist ein herausragendes Beispiel dafür, wie ein Mensch durch die schönstättische Spiritualität seinen persönlichen Weg zur Heiligkeit auch unter den heutigen Bedingungen finden kann. Gerade dadurch, dass Mario Hiriart als Ingenieur und an der Universität mitten in der Gesellschaft tätig war und sich dazu berufen wusste, in diesem Umfeld ein Leben aus dem Glauben zu führen, macht er deutlich, dass die Kirche heute mehr als jeweils zuvor darauf angewiesen ist, dass sich auch Laien, die in der Welt ihrem Beruf nachgehen in die Mission der Kirche einbringen. Bewusst hat sich Mario Hiriart auf diesem Weg durch Joseph Kentenich und seine Spiritualität dazu erziehen lassen. So bietet Joseph Kentenich in der Schönstatt-Bewegung der Kirche einen Erziehungsweg an, wie in der heutigen Zeit der neue Mensch in der neuen Gemeinschaft, den Paulus in seinen Briefen immer wieder verkündet, geformt werden kann.

Fünftes Schlaglicht: das zerbrochene MTA-Bild

Viele der Festteilnehmer waren überrascht über das MTA-Bild, das in einem schlichten Rahmen aus Pappkarton, der so gar nicht dem feierlichen Rahmen des Gottesdienstes entsprach, beim Einzug mitgetragen wurde. Dabei handelte es sich um den Druck des MTA-Bildes, das für das neue Heiligtum vorgesehen war. Am Nachmittag des Tages vor der Einweihung wurde dieses Bild im gewohnten Rahmen von der Via Icilio, wo es seit 25 Jahren im dortigen Hausheiligtum auf die Einweihung des Matri Ecclesiae-Heiligtums wartete, von einer Gruppe von Verbands-

priestern durch die Straßen Roms zum Petersdom und in diesen hinein in einem feierlichen Einzug bis zum Petrusgrab getragen. Bei der Lichtfeier in den Vatikanischen Gärten, mit dem das feierliche Triduum um die Einweihung des Heiligtums eröffnet wurde, sollte es bei der Lichterprozession voran getragen werden. Nur von wenigen bemerkt stürzte das Bild durch einen Windstoß zur Erde. Der Rahmen zerbrach, das Glas zersplitterte, der Druck riss ein. In einer Nachtaktion konnte ein anderer Druck besorgt und der Rahmen für die Einweihungsfeier wieder hergerichtet werden. Doch der ursprünglich vorgesehene Druck sollte nicht einfach so verschwinden. Zwei Priester bastelten mitten in der Nacht aus einem Pappkarton, wie er Obdachlosen als Nachtlager dient und den sie auf der Straße gefunden hatten, einen neuen Rahmen. Dieses Bild wurde für viele aus der Gemeinschaft der Verbandspriester und darüber hinaus zu einem Symbol der armen und demütigen Kirche, von der Joseph Kentenich in den verschiedenen Vorträgen nach der Beendigung des Zweiten Vatikanischen Konzils immer wieder gesprochen hat.² Statt des goldenen Rahmens zielt jetzt der Karton eines Obdachlosen das Bild. Kentenich spricht davon, dass die Kirche eine Freundin der Armen sein soll. Das Bild ist nicht sesshaft an einem Ort, sondern pilgert durch die Welt. Kentenich stellt der sesshaften die pilgernde Kirche gegenüber, die das Wagnis des Glaubens und des Aufbruchs eingeht. Das Bild ist gebrochen. Kentenich lehrt, dass durch die Brüche im Leben eines Menschen die göttliche Gnade einbricht. Interessanterweise endet der Bruch des Druckes exakt am Hals der Gottesmutter, der unbefleckt Empfangenen. Kentenich ermutigt die Kirche zum vertrauensvollen Aufbruch in eine neue Zeit, zu einer vertieften Hinwendung zu den Armen und zu einem neuen Umgang mit den schuldhaften Brüchen im Leben vieler Menschen, auch im Leben vieler Amtsträger der Kirche.

Sechstes Schlaglicht: die Verbindung nach Santa Gemma

Dieses beeindruckende Fest der Einweihung wäre nicht möglich geworden ohne die unzähligen fleißigen Hände. Zu den vielen Helfern gehörte auch der Pfarrer der örtlichen Pfarrei Santa Gemma, deren Pfarrkirche in unmittelbarer Nachbarschaft zum Grundstück des Internationalen Romheiligtums liegt. Er zog immer wieder Glieder seiner Gemeinde hinzu und konnte so die zahlreichen, von auswärts gekommenen Helfer ergänzen. Seit der Einweihung bezieht er das Heiligtum in seine Pastoral ein und kommt regelmäßig mit Gruppen zu Besuch. Unter den zahlreichen Besuchern des Heiligtums, die sich inzwischen beim Heiligtum eingefunden haben, waren auch viele Bewohner der näheren Umgebung. Der Bischof der örtlichen Diözese Santa Rufina und Secunda hat inzwischen seine Absicht signalisiert, jährlich am 8. September im Heiligtum die Messe zu feiern. Das Engagement für das Fest und die Einbindung in die Seelsorge vor Ort zeigen, dass das Heiligtum nicht isoliert

² Vgl. Wolf, Peter (Hg.), Erneuerte Kirche in der Sicht Josef Kentenichs. Ausgewählte Texte, Vallendar-Schönstatt, 2004, 89-108.

für sich dasteht, sondern für die „nicht-schönstättischen“ Gläubigen in seiner Umgebung zu einem Anziehungspunkt geworden ist. Joseph Kentenich war es ein Anliegen, dass die Schönstatt-Bewegung nicht unverbunden neben der „ordentlichen“ Seelsorge besteht, sondern dass sich beide gegenseitig durchdringen und inspirieren. Die schönstättischen Heiligtümer sollen Wallfahrtsorte für alle Menschen guten Willens sein.

Sechs unterschiedliche Schlaglichter, die alle etwas von der Sendung und der Bedeutung dieses Heiligtums sichtbar machen: Es soll ein Heiligtum sein, durch das Schönstatt im Zentrum der Weltkirche gegenwärtig ist. Es soll ein Ausdruck der Internationalität der Schönstattfamilie sein. Es soll ein Symbol dafür sein, dass Schönstatt der Kirche seine Spiritualität als Weg anbietet, wie Menschen unter den heutigen Bedingungen als Christen leben können. Es soll ein Wallfahrtsort sein für die Menschen der näheren und weiteren Umgebung.

Das Internationale Romheiligtum ist eingeweiht – ein Anfang ist gemacht. In diesem Jahr wird das Wächterhaus gebaut, und in absehbarer Zeit soll das Zentrum entstehen. Heiligtum und Zentrum zusammen kommt die Aufgabe zu, die Sendung und das Charisma Schönstatts noch stärker in die weltweite Kirche einzubringen. Das aber kann nicht Aufgabe einer Gemeinschaft oder eines Landes allein sein, sondern ist Aufgabe der ganzen weltweiten Schönstatt-Bewegung. Das Fest hat gezeigt: Miteinander, über die Grenzen unserer Gemeinschaften und unserer Länder hinweg, als internationale Schönstattfamilie gehen wir diese Aufgabe an.

BUCHBESPRECHUNGEN

Frevel, Christian / Wischmeyer, Oda: Menschsein. Perspektiven des Alten und Neuen Testaments (Die Neue Echter Bibel - Themen 11), Würzburg 2003.

Die von vielen geschätzte biblische Kommentarreihe „Die Neue Echter Bibel“ wird gegenwärtig um eine Reihe mit bibeltheologischen Themen erweitert. Die Reihe beinhaltet biblische Themen, die aus der Sicht der beiden Testamente beleuchtet werden. Die jeweiligen Darlegungen wurden von den entsprechenden Bibelwissenschaftlern unabhängig voneinander erarbeitet, so dass die Beiträge in sich eigenständig sind. In einem weiteren Kapitel nehmen die beiden Verfasser in einer Art Dialog Stellung zu Gemeinsamkeiten und Unterschiede der beiden Entwürfe.

Der Editionsplan sieht 13 Bände vor, die Themen wie „Der eine Gott“, „Das Reich Gottes“, „Der Messias“, „Schöpfung“ umfassen. Leider sucht man das Thema „Bund“ vergeblich, wie auch die Exodustheologie und ihre Umsetzung im neutestamentlichen Erlösungsgeschehen nicht explizit thematisiert werden. Verantwortlich für die Reihe sind der Regensburger Alttestamentler Christoph Dohmen und der Wuppertaler Neutestamentler Thomas Söding. Als Verfasser der Beiträge konnten namhafte Exegeten gewonnen werden, z.B. Josef Schreiner, Michael Theobald, Karl Kertelge, Frank-Lothar Hossfeld oder Klaus Berger.

44

Bewusst versteht sich die Reihe als „die erste katholische, ökumenisch ausgerichtete Reihe zu zentralen Themen biblischer Theologie“, so dass mit Klaus Koenen und Oda Wischmeyer auch Wissenschaftler der protestantischen Konfession eingebunden wurden.

Für den vorliegenden Band über die biblische Anthropologie zeichnen der bisherige Kölner und künftige Bochumer Alttestamentler Christian Frevel und die Erlanger Neutestamentlerin Oda Wischmeyer verantwortlich. Frevel setzt in seiner Darlegung fünf Schwerpunkte. Im ersten Kapitel beschäftigt er sich mit der Menschwerdung im Alten Testament. Er zeigt auf, dass die Geschöpflichkeit des Menschen nicht nur in den Schöpfungserzählungen, sondern auch an vielen weiteren Stellen des Alten Testaments thematisiert ist. Das Geschaffen-Sein des Menschen ist die grundlegende anthropologische Konstante des biblischen Menschenbildes. Es besteht eine Spannung zwischen dem Sein-Sollen des Menschen, also dem Idealbild des Menschen, und seinem So-Sein mit seinen Brüchen und Grenzen.

In einem zweiten Kapitel thematisiert Frevel die Vergänglichkeit des Menschen und stellt dar, wie das Alte Testament Tod und Krankheit versteht. Zum Mensch-Sein gehört darüber hinaus die Körperlichkeit des Menschen, die Erfahrung mit allen Sinnen und seine Sexualität (3. Kapitel). Die Span-

nung von Arbeit und Ruhe sind wesentlich für die Bestimmung des Menschen. Frevel stellt dar, wie die Arbeit dem Menschen als Auftrag gegeben ist und wie der Mensch durch seine Beauftragung zur Herrschaft als königlicher Mensch vorgestellt wird. Nicht zuletzt durch seine Verantwortung für die Schöpfung zeigt sich die Gottesbildlichkeit des Menschen (4. Kapitel). In einem letzten Kapitel geht Frevel auf die Hoffnung des Menschen im Land der Lebenden ein und stellt die Jenseitsvorstellungen und die Entwicklung der Hoffnung auf Unsterblichkeit im AT dar. Frevel ist es ein Anliegen, die ganzheitliche Sicht des Menschen im Alten Testament darzulegen. Gerade in dieser sieht er einen wichtigen Beitrag für die heutige gesellschaftliche Diskussion über das Menschenbild, da der Aspekt der Ganzheitlichkeit einen immer breiteren Raum einnimmt.

Schon die Wahl der Überschriften zeigt, dass Oda Wischmeyer in ihrer neutestamentlichen Darlegung einen ganz anderen Ansatz vertritt. Sie fragt zunächst danach, wie Menschen in den neutestamentlichen Schriften begegnen und nennt als Elemente die jeweilige genealogische, geografische, religiöse, soziale und politische Herkunft sowie Geschlecht, Alter und familiärer Status. Das Neue Testament spricht über den Menschen vor allem in Erzählungen. In diesen Erzählungen spielen die äußere Beschaffenheit des Menschen, Krankheit und Gesundheit und die Kultivierung eine Rolle. Doch die Knappheit der Ausführungen Wischmeyers deutet schon an, dass das Neue Testament im Gegensatz zum Alten Testament letztlich an der

kulturellen, politischen, sozialen und körperlichen Herkunft des Menschen wenig interessiert ist. Schwerpunkt der neutestamentlichen Anthropologie ist die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen. Paulus unterscheidet zwischen dem erlösten, glaubenden Menschen und dem nicht erlösten, nicht glaubenden Menschen. Vertritt das Alte Testament einen schöpfungstheologischen Ansatz, der nach der Herkunft des Menschen fragt, so ist der Ansatz des Neuen Testaments soteriologisch, dem es vor allem um die Zukunft des Menschen geht. Diese Zukunft ist dem Menschen durch das Christus-Ereignis geschenkt.

In gut protestantischer Tradition konzentriert sich Wischmeyer auf den Römerbrief, und hier speziell auf das siebte Kapitel. Davon ausgehend stellt sie die theologischen Argumentationszusammenhänge dar, in denen Paulus vom Menschen spricht: aus christologischer, pneumatologischer, ekklesiologischer, eschatologischer, juridischer, schöpfungstheologischer und anthropologischer Sicht. Für Paulus ist der Mensch vor allem der „Mensch in Christus“.

Zum Abschluss widmet sich Wischmeyer ausdrücklich der Frage, welche Funktion die neutestamentliche Anthropologie im Hinblick auf die heutige Diskussion über das Menschsein hat. Sie nennt zwei Aufgaben: eine deiktische und eine kritische. Die deiktische bzw. hinweisende Aufgabe besteht darin, dass sich das Verständnis des Menschen weder allein von seinem Organismus her (biologischer Zugang) noch von seinem Sozialverhalten oder seinen kulturellen Möglichkei-

ten her (sozio-kulturelle Zugänge) noch von seiner Herkunft her (Paläontologie, Vorgeschichte und Geschichte) bestimmen lässt. Der Mensch ist aus neutestamentlicher Sicht eben kein abgeschlossenes, sondern ein offenes Wesen, das nicht mit sich selbst zufrieden ist, sondern über sich hinaus strebt, und das auch nicht mit sich selbst fertig ist, denn es kann sich selbst nicht vollständig vergeben. Gerade die Schoa zeigt, dass es keine innerweltliche Wiedergutmachung geben kann. Die kritische Funktion besteht darin, zu hinterfragen, ob die Welt zwingend als holistisches System und ob der Mensch zwingend ausschließlich als biologisches, sozial-kulturelles und produktives Wesen zu interpretieren sei.

Keine Rolle spielen in Wischmeyers Darlegungen das Johannesevangelium und der Hebräerbrief, die Aussagen der Synoptiker werden nur knapp gestreift. In diesem Sinn ist die von Wischmeyers dargebotene Anthropologie letztlich eine Anthropologie des Römerbriefes, nicht jedoch eine Darlegung des neutestamentlichen Menschenbildes.

Auch der angestrebte Dialog zwischen den beiden Darstellungen bleibt im Ansatz stecken. Vor allem von Wischmeyer hätte man sich gewünscht, dass sie ihren Entwurf stärker mit dem alttestamentlichen Entwurf in Diskussion gebracht hätte. Denn so verschieden beide Entwürfe sind, so zeigen sie doch, dass beide anthropologischen Ansätze nur im Zusammenhang gesehen werden können. Die neutestamentliche Anthropologie baut auf der alttestamentlichen auf und ist

ohne diese nicht verstehbar, und die alttestamentliche wird durch die neutestamentliche um die soteriologische Perspektive ergänzt.

Wer sich für biblische Themen interessiert, aber keine dicken Untersuchungen lesen möchte, der wird in diesem und in den anderen jeweils etwa 120 Seiten umfassenden Bändchen in knapper, aber präziser und prägnanter Weise in die Thematik eingeführt.

Bernd Biberger

Klaus Berger, Jesus, München: Pattloch 2004, 704 S.

Klaus Berger, der wohl meistgelesene Bibelexeget und Bibelvermittler im deutschen Sprachraum, Professor für Neues Testament an der Evangelisch-Theologischen Fakultät Heidelberg und zusammen mit seiner Frau Christiane Nord vielbeachteter Übersetzer („Neues Testament und frühchristliche Schriften“, Frankfurt: Insel Verlag 1999), hat als „Summa“ seines wissenschaftlich-publizistischen Wirkens nun das 700-Seiten-Werk „Jesus“ vorgelegt.

Erschienen im Monat Oktober, bräunlich-orange gebunden, ist es eine reife Frucht, die anleuchtet gegen das zeitgeistige Orange von Halloween-Kürbissen oder Dalai-Lama-Verehrung. Eher würde es sich wohl fühlen in der Nachbarschaft der ukrainischen Volksbewegung mit ihren christlichen Wurzeln. Die Bibel als Primärquelle für die Wahrnehmung Jesu soll fortan wieder „fremd erscheinen“, „Salz“ und „Licht“ für die Welt sein, obwohl kein anderes Buch so heftig

„von den Leuten zertreten“ und verdunkelt wurde. Das, was andere einen „Paradigmenwechsel“ nennen wird bei Bergers unorthodoxer und dennoch wissenschaftlich abgesicherten Sicht der Bibelauslegung Wirklichkeit. Manche vermuten, schon vom Titel her, einen Anti-Bultmann, aber durch den Ansatz bei der „Postmoderne“ lässt der Autor solche einfachen polemischen Antithesen weit hinter sich. Im Gegenteil: ein Satz aus Rudolf Bultmanns noch vor der Entmythologisierungsdiskussion verfassten gleichnamigen Buch „Jesus“ (1926), könnte 2004 auch von Klaus Berger stammen: „Jesus ist weder dämonisch noch faszinierend. Es ist auch nicht von dem ewigen Wert in seiner Botschaft, den zeitlosen Tiefen der Menschenseele oder dergleichen die Rede.“ Was für den dialektischen Theologen Bultmann die Jesusbilder der liberalen protestantischen Theologie waren, die er in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts zusammen mit Karl Barth und Erik Peterson auszuhebeln berufen war, das ist heute für Berger der Jesuanismus der (angeblich!) „historisch-kritischen“ mainstream-Exegese des akademischen Establishment, das sich dann populär sowohl bei Rudolf Augstein, als auch (während Protestanten meist ein höheres Niveau der Bibelauslegung behalten) bei dissidenten Katholiken wie Hans Küng, Hubertus Halbfas oder dem Psycho-Theologen Eugen Drewermann artikuliert. Berger hält sich an keine „theological correctness“, die zur spirituellen Langeweile und zur Entleerung von Kirchen und Fakultäten führte. Weihrauch gehört nach einem Berger-Diktum in die Liturgie, Durch-

zug und Entrümpelung dagegen in die Seminarien der Wissenschaft. In der Realität herrscht leider das Umgekehrte, was ja schon den Indienmissionar Franz Xaver zu seinen bekannten Aussprüchen über die Wissenseitelkeit europäischer Akademien brachte.

Bergers mit streitbarem Temperament, biographischen „Verschränkungen“ und zugleich liebevollem Einfühlungsvermögen verfasstes neues Buch, das sich wie seinerzeit Bultmann jeder Fachgelehrsamkeit und dem üblichen Anmerkungsgeprotze enthält, ist ein solcher „Durchzug“ im gängigen Theologie- und Bibel-Betrieb. Hier wird mit Karl Rahners Wort vom „Christen als Mystiker“ ernst gemacht, hier werden endlich „mystische Fakten“, die appellative Apokalyptik und die jesuanischen Zeichen und Wunder so wahrgenommen, wie sie immer gemeint sind, hier bleibt aber auch die Autorität der Sprache und des Textes bestehen vor aller relativierenden Hermeneutik. Dabei ist Bergers vielfach belegte exegetische Kompetenz und sprachliche Souveränität frei von jeglichen Fundamentalismusverdacht. Wer solches argwöhnt, wird sich lächerlich machen und wahrscheinlich das Buch kaum gelesen, geschweige denn verstanden haben. Wie über aktuelle Fragestellungen wie Jesu Göttlichkeit, sein Verhältnis zum menschlichen Glück, zu den Frauen und zum menschlichen Leid geschrieben wird ist einfach glaubhaft, überzeugend und „von Geist und Kraft“. Auch politische Fragen, das Verhältnis zum Judentum, zur Kirche und zur Ökumene werden unter das Licht und Gericht des Nazareners gestellt. Viele geistliche Einsich-

ten auch für die konkrete Lebensgestaltung kann die äußerst anregende Lektüre vermitteln. Sprühende Vergleiche und überraschende Schlussfolgerungen in einer überzeugenden Sprachform bieten sich in einer unerschöpflichen Fülle dar. Am Schluss finden sich faszinierende Kapitel über Jesus als Begleiter in Sterben und Tod, ein „Dialog über irdisches und ewiges Leben“ und die Liebe zu Jesus. „Gegen große Vorzüge eines Andern gibt es kein Rettungsmittel als Liebe“ (Goethe). Berger, der sein der Äbtissin Maria Assumpta Schenkl O. Cist. in Helfta bei Eisleben gewidmetes Buch nur aus einer tiefen Betrachtung seines Gegenstandes schreiben konnte,

„rettet“ sich als Zisterzienserspirituale am Ende in einen liturgischen Lobpreis: „O rex gloriae Christe, veni nobis cum pace! – Christus, herrlicher König, komm und bring uns Frieden!“. Sein „Jesus“ ist bereits vielen ein „Lieblingstitel“, in jedem Fall ein Buchereignis und wird historische Wirkung tun. Evangelische und katholische wissenschaftliche Theologie und Exegese sind nach ihm nicht mehr das, was sie vorher waren. Auch darin besteht Bergrs Parallele zu Bultmann. Möge der entstandene „Durchzug“ nicht nur Staub aufwirbeln, sondern vielen Jungen und Nachkommenden Mut machen, ihre Segel zu spannen!

Stefan Hartmann